

Lokal hui, doch überregional wird es pfui

Die neue Projektwerkstatt

Im Februar hatten wir unser Traumhaus gefunden, im März die Verträge klagemacht und im April 1993 brachten zwei Traktoren unsere Habseligkeiten von Trais-Horloff nach Saasen – nicht ohne eine gewaltsam organisierte Plünderaktion der Nabu-Vorständler, die uns aus dem „Alten Bahnhof“ vertrieben hatten. Unsere neue Bleibe war ein ehemaliger Bauernhof mit dem schnuckeligen Fachwerk-Vorderhaus, kleinen Zwischengebäuden und der großen Scheune. Der Hof war zwar schon länger nicht mehr in Betrieb, aber alles wirkte wie eingefroren am letzten Tag, als noch Tiere in den Stallungen standen und die letzten Heuballen eingelagert wurden. Das Haus hatte 145.000 DM gekostet – und damit waren unsere Ersparnisse, einige Spenden und vor allem Leihungen aus dem

uns weiter unterstützenden Umfeld aufgebraucht. Renovieren und Ausbau musste also per Hand und möglichst ohne Geld gelingen. Also organisieren statt finanzieren. Dabei kam uns mehreres zugute. Zum einen waren wir eine engagierte Anfangscrew von sechs Menschen, die sich in zwei einigermaßen nutzbaren Räumen und einem Bauwagen (Foto) einrichtete. Wir waren handwerkliches Arbeiten gewöhnt. Sowohl Bauwagenleben als auch der Ausbau des Alten Bahnhofs in Trais-Horloff erforderten, sich im gesamten Spektrum von Dämmen, Farben, Baustoffen, sanitären Anlagen und Elektroinstallation auszukennen. Hinzu kamen Kontakte zu Handwerkis, die wir gezielt aufsuchten und um Unterstützung baten. Darunter waren mehrere Pioniere der Energiewende, die uns bei unserem Solardach (Foto) und der Heizung halfen, ein baubiologischer Betrieb, der uns mehrere Dächer mit Papierfasern ausblies und ein Sanitärbetrieb, der mich eine Weile mitarbeiten ließ, damit ich noch ein paar Dinge mehr lernte, um anschließend das Haus mit Bädern, Küchen und Toiletten auszustatten. Ganz besonders fuchsten wir uns aber in die Beschaffung von Altmaterialein. Das ist ähnlich wie das Erlernen einer neuen Sprache: Du musst viel lernen, was wo abfällt. So holten wir etliche Fenster und Türen aus den Lagern von Schreinereien, in denen die vermessene



Produkte lagerten in der Hoffnung, dass sie irgendwann zufällig doch nochmal

passen könnten (siehe Foto beim Abladen vom Traktorhänger). Wir holten erst die Fenster und passten die neuen Öffnungen in der ehemaligen Scheune und den Zwischengebäuden dann daran an, während wir die Einfachglasfenster im Vorderhaus ließen, aber durch eine Wärmeschutzfolie und ein zweites, innen davorgesetztes Einfachglasfenster zu einem Dreifachsystem ergänzten.



Einige Anerkennung brachte uns die Sanierung des Daches. Um das Gerüst einzusparen, planten wir das

Abdecken, den Dämmungseinbau und das Wiedereindecken von innen. Das erklärten einige für unmöglich – und schauten dann staunend zu, wie wir das auf allen Gebäuden schafften (siehe Fotos vom Zwischengebäude, Vorderhaus und Scheune).



Es war uns wichtig, die nutzbaren Räume zunächst unangetastet zu lassen. Die waren zwar ungedämmt, zudem fehlten ein Bad, Heizung und belastbare Elektroinstallationen überall, aber es folgte ja erstmal das Sommerhalbjahr, und Strom ließ sich mit Kabeltrommeln überall hinlegen. Denn klares Ziel war, nicht im Hausausbau unterzugehen, sondern weiter politisch aktiv zu sein – und zwar als Hauptsache. Hinzu kam die weitere Entwicklung überregional. Noch immer entstanden neue Projektwerkstatt, und alle zusammen bereiteten sich auf das Festival „AufTakt“ vor, welches im Sommer in Magdeburg stattfinden sollte. Aus allen Richtungen, zum Teil über Ländergrenzen hinweg, wollten Menschen mit dem Fahrrad dort hingelangen. Beim Südwesttakt wollten wir dabei sein – mit Fahrrädern und unserem Aktionsmobil.

Zudem gelang mir noch ein weiteres Buchprojekt, diesmal sogar eine ganze Reihe unter dem Titel „Umweltschutz in der Gemeinde“, welche ich für den Deutschen Gemeindeverlag / Kohlhammer organisierte. Eines der Bücher verfasste ich selbst (Titel in der Abbildung), zu den weiteren Themen „Klimaschutz“, „Verkehrswende“ und „Abfallwirtschaft“ suchte ich die Autoren und betreute den Entstehungsprozess. Einen Herausgeberstatus wollte mir der Verlag nicht einräumen, dazu war ich ihnen dann doch zu unbekannt.



Vom Deutschen Umwelttag zum AufTakt-Festival – und irgendwie wieder zurück

Dann rückte das große Ereignis näher. Es sollte das größte Ereignis der Jugendumweltbewegung werden. Da ich inzwischen die Altersgrenze klar überschritten hatte und vor allem in lokalen und regionalen Umweltprojekten engagiert war, kann ich über das Geschehen nur aus der zuschauenden Perspektive berichten. Angesichts des Fiaskos, welches einem zunächst tollen Verlauf folgen sollte, wäre es sicherlich interessant gewesen, mehr Einblicke in die Vorbereitungsprozesse zu erhalten: Was lief da bereits schief? Wann wurden welche Entscheidungen getroffen und warum?

Einiges sickerte aber doch durch, so die zunehmende Finanznot. Plötzlich verhandelte das Orgateam mit Geldgebern wie der Deutschen Bundesstiftung Umwelt, die ein Jahr zuvor noch auf der Liste derer standen, denen wir mit dem AufTakt-Festival eigentlich mal zeigen wollten, wie unabhängige und selbstorganisierte Umweltschutzarbeit aussehen sollte. Eine halbe Millionen Mark schob die DBU rüber – Gelder aus einer Organisation, die bevorzugt Konzerne und technische Entwicklungen sponsort, begleitet von Werbung für einen begrünten Kapitalismus. Noch irritierender war eine Personalentscheidung. Eigentlich agierte ein weitgehend ehrenamtliches Team, gewollt gleichberechtigt und ausschließlich aus Jugendlichen. Alles andere hätte auch nicht zu der Idee gepasst. Doch irgendwie muss irgendwann Panik ausgebrochen sein. Unter dem Druck eines Projektes, welches den Aktiven offenbar über den Kopf zu wachsen schien, wurde ein Geschäftsführer eingestellt. Ich weiß bis heute nicht, wer da an dieser Veränderung mitgewirkt, vielleicht auch durch Förderzusagen Druck ausgeübt oder sogar ganz gezielt durch solchen Wandel an der Re-Bürokratisierung und damit Reintegration der Jugendumweltbewegung in die starre, geld- und machtorientierte Umweltschutzszenerie geschraubt hat. Jedenfalls wurde eine Person eingestellt aus dem Management des Deutschen Umwelttages in Frankfurt. Ausgerechnet also ein Funktionär der Riege, gegen die AufTakt die Gegenveranstaltung sein sollte, wurde nun zum faktischen Chef des Jugendumweltfestivals. Das Desaster nahm seinen Lauf ...

Ich bekam davon nur am Rande mit, wenn auch zunehmend irritiert, aber ohne mich einzumischen. Wir bereiteten stattdessen den Ast der Radsternfahrten aus dem Südwesten vor, die schon in Frankreich begannen, dann über Freiburg nach Frankfurt führten. Dort vereinigten sich die ersten Touren – und auch wir kamen vor mit Fahrrädern und dem Aktionsmobil dazu. Dann ging es auf die weitere Fahrt mit einigen Zwischenstationen, Demos, einer spontan quer über die Autobahn errichteten Mauer (Screenshot eines Videos) und Nachtlagern in Turnhallen über den Thüringer Wald nach Eisenach und weiter nach Magdeburg. Die Zielstadt erreichen wird über die mehrspurige B71. Beim Aktionsmobil hatten wir das Vordach abgeschraubt, so dass während der Fahrt von dort



Musik und Redebeiträge möglich waren. Das klappte fast die gesamte Fahrt ziemlich gut, und mit dem Mobil war bei allen Pausen und Kundgebung stets ein leistungsstarker Lautsprecher verfügbar, versorgt aus den PV-Modulen (Foto). Nur die letzten Kilometer erwiesen sich als mühsam. Denn plötzlich, es herrschte starker Seitenwind, flog das



Blechdach über unsere Köpfe hinweg auf die Wiese neben der Straße. Immerhin war das eine glückliche Richtung, es hätte auch auf die Autos fliegen können, die sich hinter der zu diesem Zeitpunkt über 1000 Menschen großen Raddemo stauten, an deren Ende wir fuhren. Erschrocken hielten



wir auf dem Seitenstreifen und überlegten, was zu tun sei. Da hielt ein Tieflader neben uns, dessen Ladefläche leer war. Wir kamen ins Gespräch und er bot uns an, das Dach zum Zielort zu bringen, damit wir es dort wieder auf das Umweltmobil schrauben konnten. Welch ein großartiges Angebot, auch wenn das auf dem Festivalgelände zunächst einige Fragezeichen setzte, als das Dach des Aktionsmobils dort alleine ankam. Ihr müsst bedenken: Mobiltelefone gab es zu dieser Zeit noch nicht, so dass wir niemensch von der Raddemo von dem Malheur informieren konnten – zumal sich das noch zuspitzte. Nach einigen Kilometern vorsichtiger Fahrt, weiter in der langen Autoschlange hinter der Demo, aber jetzt weit von dieser entfernt, platzte ein Reifen, so dass wir noch einmal anhalten mussten. Doch auch hier fanden wir Hilfe auf einem Bauernhof in der Nähe, der uns half, einen neuen Reifen auf die Felge zu ziehen. Bevor es dunkel wurde, erreichten auch wir die Elbeinsel mit dem Rotehornpark und fanden einen Stellplatz unter einer Brücke, um vor eventuellem Regen geschützt zu sein. Am Tag darauf glätteten wir mit einigen Helfis das etwas zerknitterte Dach und befestigten es wieder auf dem Aktionsmobil.

Damit verpassten wir die gesamte Ankunftsphase, die Eröffnungsveranstaltungen, ersten Konzerte und den gesamten ersten Tag. Als unser Aktionsmobil wieder fit war, ließen wir uns auf dem Festival wieder sehen – und staunten. Die Orgacrew, die sich in einigen dafür auf das Gelände gestellten Containern einquartiert hatten, ließ Bauzäune um ihr Areal errichten und durch Securities bewachen. Sie wollten nicht weiter durch die normalen Teilnehmenden belästigt werden. Statt Selbstorganisation gab es plötzlich eine abgesperrte Zone, in der nur die Wichtigen zugelassen waren. Geld floss, um Wichtige und Unwichtige zu trennen, während die tägliche Zeitung, die von einer Redaktion um den prominenten, aber dort auch immer sehr hierarchisch auftretenden Anti-Atom-Aktivisten Jochen Stay erstellt wurde, dazu aufrief, erstmal zu entspannen und das Festival zu genießen – statt mit Aktionen in die Stadt zu tragen. Ein Blick in das Programm zeigte einen hohen Anteil esoterischer Themen, gleiches galt für die Infostände in den Ausstellungszelten. Irgendwann attackierte eine Gruppe um Jutta Ditzfurth dort einen Stand, dem sie rechtsesoterische Orientierung vorwarf – und wurde daraufhin von Festivalleitung (so muss mensch die Orgagruppe zu diesem Zeitpunkt einfach benennen) und in der täglichen Zeitung scharf attackiert. Die Inhalte wurden dabei komplett weggelassen, es ging um Harmonie und Vereinigung des Gegensätzlichen als Selbstzweck. Irgendwann setzten wir, weil wir das alles kaum noch glauben konnten, ein Urschrei-Seminar an – einfach um auszuprobieren, zu was wir die Teilnehmenden alles manipulieren konnten. Es war erschreckend.

Immerhin gab es noch einen kleinen Bruch, als der Geschäftsführer, der ja aus dem Funktionärsspektrum des DUT eingestellt worden war, die Polizei gegen etwas nervige Punks einsetzte. Das weckte dann doch noch einige Kritik und das Orgateam entschied sich dafür, die Person von ihren Aufgaben zu entbinden. Der Schaden aber war längst da.

Ich bekam im Nachhinein dann doch noch einen tiefen Einblick in die Abläufe. Denn auch in Sachen finanzielles Fiasko entwickelte sich das AufTakt-Festival von der geplanten Gegenveranstaltung zu einer schlechten Kopie des DUT. Am Ende blieb ein großer Haufen Schulden, trotz der vielen Zuschüsse (oder wegen?). Viele aus der Orgagruppe waren aber völlig ausgebrannt, einige suchten therapeutische Hilfen, so dass sich schließlich die beiden Jugendumweltoldies bereit erklärten, die Rettung zu übernehmen, in dem wir in endlosen Telefonaten und direkten Treffen mit allen Gläubigern verhandelten, dass sie ihre Rechnungen so reduzierten, dass es am Ende doch passte. Parallel wurde aus Spenden ein Fonds aufgebaut, um denen dann aus externen Quellen finanzielle Mittel zukommen zu lassen, die wir nicht schädigen wollten, weil es kleine, engagierte Biohöfe und kleine Ökofirmen waren. Etliche von ihnen wären durch den Teilrechnungsausfall in wirtschaftliche Not geraten – und dieses wollten wir vermeiden. Wenigstens das blieb dann ein Unterschied zum Deutschen Umwelttag, dem die Kleinen ja besonders gleichgültig waren. Aber dass wir beide, die wir im Jahr 1985 in Niedersachsen diese Phase der Jugendumweltbewegung begründet hatten, acht Jahre später nochmal so intensiv eingreifen mussten, hätte ich mir nie träumen lassen. Wir taten es, weil wir zu dem Zeitpunkt noch glaubten, damit die weitere Entwicklung retten zu

können. Heute weiß ich, dass es das nicht wert war. Denn es hatte sich schon zu viel in den Köpfen verändert. AufTakt war der zahlenmäßige Höhepunkt, aber politisch bereits der Anfang vom Absturz hinein in die schnöde Welt des Kapitalismus, der Hierarchien und zurück in die Arme der Umweltverbände, aus denen wir wenige Jahre zuvor rausgeworfen wurden und dann so hoffnungsvoll durchgestartet waren.

Die Brüche – Jugendumweltbewegung im Zerfall

Die Sache wurde nicht besser, ganz im Gegenteil. Begonnen hatte es aber schon auf dem Deutschen Umwelttag 1992 in Frankfurt. Das war ja eigentlich unser Fest der Revolte innerhalb der Umweltbewegung. Wir gingen scheinbar als Sieger vom Platz, konnten breite Kreise von unserer Kritik überzeugen. Aber hinter den Kulissen fanden Begegnungen statt, die das Kommende schon andeuteten. Mir war das entgangen, da ich mich auch 1992 aus Altersgründen nicht mehr in der Selbstorganisation der jungen Menschen engagierte, sondern vor allem am Aktionsmobil in der Frankfurter Innenstadt für unsere Ideen warb. Was ich verpasste, waren merkwürdige Begegnungen zwischen genau denen, die – wie ihr Flugblatt zeigte – Kapitalismus und Ökologie für grundsätzlich unvereinbar hielten, und einer Modernisierungsfraktion im BUND, die kurz danach auch die Macht im Verband übernehmen sollte. Die prominentesten Personen auf den beiden Seiten waren Sven Giegold und Angelika Zahrt. Letztere war damals schon bekannt für ihr Werben für eine ökologische Marktwirtschaft – und offensichtlich gelang es ihr mit ihrer integrativen Art, Sven Giegold und andere für ihre Ideen zu gewinnen.

Richtig sichtbar wurde dieser bemerkenswerte Richtungswechsel auf dem AufTakt-Festival und noch mehr danach. Denn plötzlich tauchten viele der Organisatoris wieder in die klassischen Umweltverbände ein, insbesondere in den bundesweiten Dachstrukturen wie dem Deutschen Naturschutzring, obwohl gerade der zentral für den Deutschen Umwelttag in Frankfurt und ohnehin schon lange für eine rechte zahme Umweltpolitik bekannt war. Auch das Thema wechselte. Viele begannen, für eine ökologische Steuerreform zu werben, obwohl das das Kernkonzept der vermeintlichen Versöhnung von Kapitalismus und Umweltschutz war. Als einige Monate später ein Dokumentationsbuch zum AufTakt-Festival erschien, war der Wandel vollzogen. Kackendreist wurde in dem Buch behauptet, dass die ökologische Steuerreform das zentrale Thema und die Hauptforderung des Festivals gewesen sei. Tatsächlich kam sie gar nicht vor. Der ganzen Geschichte wurde einfach ein komplett neues politisches Design verpasst, mit dem das Festival für neue Zwecke missbraucht wurde und sich die Hauptakteuris ihren Weg zurück in den Schoss des staats- und konzernnahen Umweltschutzes in Deutschland ebneten.

Der Zerfall zerlegte große Teile meines sozialen Umfeldes, entfremdete mich von vielen Menschen, denen ich nahe bis sehr nahe stand. Hatte ich schon vorher viele Kämpfe und Krämpfe nicht nur mit staatlichen Stellen, Konzernen und Lobbyverbänden, sondern auch mit den Eliten der Umweltbewegung durchgefochten, wo waren es jetzt erstmals meine eigenen Bekannten und Freundis, denen ich mich gegenüber sah. Das war ein neues und niederschmetterndes Erlebnis – welches sich aber in den Folgejahren ständig wiederholen sollte. Inzwischen bin ich da abgehärtet, verzichte darauf, Hoffnung in neu hinzukommende Menschen zu stecken, um nicht enttäuscht, aber manchmal positiv überrascht zu werden. Beim ersten Mal aber wurmte es mich sehr, und ich habe viel Spurensuche betrieben, um die Mechanismen zu entdecken und zu analysieren, die das alles bewirkt hatten. Schließlich hörte sich alles so vielversprechend an: Projektfreiheit, Ökologie und Kapitalismus sind unvereinbar, Aktion Pippi Langstrumpf ... und jetzt?

Assimilieren: Der Begriff, populär gemacht durch die Eroberungsstrategie der Borg in den StarTrek-Filmen, meint die Vernichtung einer Gegenkultur durch ein harmonisierendes und kampfloses Aufsaugen. Dabei werden zwar einige Ideen übernommen, meist aber stark verwässert. Gleichzeitig werden die Akteuris in das ursprünglich von ihnen angegriffene Systeme integriert. Ihre Zeit als

Gegenbewegung ist vorbei. Fortan werden sie zu Stützen genau des Systems, welches sie abschaffen wollten. Die wenigen, die in der widerspenstigen Haltung zurückbleiben, werden marginalisiert und gelten als zurückgeblieben, weil sie die neuen Entwicklungen und Chancen verpasst hätten.

Genauso fühlte sich das an. Und ich meine: So war es. Heute sitzen viele meiner ehemaligen Mitkämpfer in den Chefetagen geldgeiler NGOs, kriegsbefürwortender Parteien oder organisieren marktorientierte Firmen. Andere sind enttäuscht ausgestiegen oder aus anderen Gründen aus meinem Blickfeld geraten.

Das FÖJ und der Bruch in Hessen

Auch in Hessen zerbröselte der Zusammenhang zwischen den Umwelt- und Projektwerkstätten. Immerhin waren hier sehr viele entstanden, nämlich in Darmstadt, Frankfurt, Bad Homburg, Assenheim, Gießen, Saasen, Niederaula, Fulda und Bad Hersfeld. Einige weitere Umweltzentren hatten sich dem Verbund lose angeschlossen. Gemeinsam organisierten wir den Druck unserer Zeitungen, einen landesweiten Jugendumweltkongress in Nieder-Eschbach und weitere größere Veranstaltungen, zudem fuhr das Umwelt-Aktionsmobil inzwischen landesweit herum. Doch der biografische Wandel erfasste immer mehr der Akteure. Manche glaubten an die Erhöhung ihrer Wirkungskraft durch Eintritt in eine Partei, andere schlossen ihre Ausbildung oder ihr Studium ab, um sich dann auf die Suche nach einem Job zu begeben. Fördermittel winkten – und für alles war es eher hinderlich, im Dauerclinch mit Staat oder Wirtschaft zu stehen, so berechtigt das in der Sache auch war. Ganz allmählich entfremdeten wir uns, so dass das Band der Solidarität nicht mehr stark genug war, als der Staat mit einem perfiden Bestechungsversuch die Spaltung herbeiführte. Anlass war die Einführung des freiwilligen ökologischen Jahres (FÖJ). Das waren vom Staat bezahlte Stellen, auf denen junge Menschen für ein halbes oder ganzes Jahr in Vollzeit aktiv sein konnten. Zunächst wurden als Testphase nur fünf solcher Stellen geschaffen – und eine davon war in der Saasener Projektwerkstatt. Als es dann losgehen sollte, kam es zu einer Auseinandersetzung über die Ausgestaltung des FÖJs. Die Landesregierung und das für sie handelnde, für uns schon immer viel zu konservative und hierarchisch aufgebaute Naturschutzzentrum Hessen (NZH), wollten den FÖJis keine Selbstverwaltungsrechte zugestehen, während wir – wie es ja unseren Überzeugungen entsprach – vehement dafür kämpften, dass diejenigen, welche den Dienst ausfüllten, sich selbst zumindest demokratisch eine eigene Vertretung wählen konnten, um sich politisch einmischen zu können bei Fragen rund um das FÖJ. Das wäre also wie ein Betriebsrat gewesen, aber genau das wollte die Landesregierung nicht, und auch viele der Einsatzstellen waren dagegen, die die FÖJis erkennbar als billige Arbeitssklaven genutzten wollten. Auf einem Treffen in Herbstein kam es zum Streit darum. Die NZH-Leute lösten die Sache ganz pragmatisch: Sie riefen die Polizei und ließen diejenigen, die für mehr Selbstbestimmungsrechte waren, aus dem Saal abführen. Alle mussten ein Bekenntnis abgeben – und wer sich nicht der Landesregierung anschloss, flog raus und bekam keine FÖJ-Stelle. Die Kombination aus Drohung und Bestechung (mit der FÖJ-Stelle) wirkte. Die Hälfte der Umwelt- und Projektwerkstätten kroch der Regierung in den Arsch. Das Netzwerk war zerbrochen.

Von Golfplätzen bis Brot und Käse – lokal aktiv



Die Projektwerkstatt, nun in Saasen, gehörte zu den prägenden Aktionshäusern in Deutschland. Wir mischten bei vielen überregionalen Aktionen mit, unterstützten neue Projektwerkstätten und organisierten im Frühjahr 1994 das erste bundesweite Projektwerkstattentreffen, zu aus fast allen Einrichtungen Menschen nach Saasen kamen. Da noch gar nicht alle Räume

ausgebaut waren, nutzten wir auch einfach die offenen, inzwischen von Stroh und Heu befreiten Flächen in der ehemaligen Scheune (Foto).



Dennoch lag der Fokus eher auf der lokalen und regionalen Ebene – und das sehr schnell mit vielen Projekten. Das erste Projekt drängte sich förmlich auf. Im Nachbardorf, dem kleinsten Ortsteil Reiskirchens, stand ein großes, wunderschönes Hofgut (Fotos) leer. Fast 100 Hektar Land gehörten dazu. Gekauft hatte das ein Großlandwirt aus dem Süden des Landkreises, der mehrere solcher Flächen verteilte und seine Maschinen mit Tiefladern dorthin brachte. Das leerstehende Hofgut in Winnerod hatte er allerdings aufgegeben, weil die Böden für eine intensive landwirtschaftliche Nutzung zu flachgründig waren. Da entstand die Idee, dort einen Golfplatz einzurichten – wenn sich ein Käufer und Investor finden würde. Der fehlte aber, trotzdem hatte die Gemeinde schnell Gefallen an der Idee gefunden, schließlich passte das in die beschriebene betonköpfige Politik. So bastelten sie an einem Bebauungsplan, der den Golfplatz ermöglichen sollte, als wir auftauchten. Sofort trommelten wir ein Gegenbündnis zusammen, zudem sich die Winneröder Pfarrei und einige Einwohnern des kleinen Ortes hinzugesellten, die sich schon in den Jahren davor gegen den Golfplatz

gewehrt hatten. So schlecht standen die Chancen auch nicht, denn über die Fläche verteilt lagen einige Grundstücke der Kirche. Und die hatte beschlossen: Solange es Hunger auf der Welt gibt, gibt es kein Kirchenland für Golfplätze. Ohne die Kirchenflächen wäre der Golfplatz aber vermutlich nicht möglich gewesen. Wir entwickelten ein Gegenkonzept für Gebäude und Flächen, von einer freien Schule über kulturelle Einrichtungen bis zur ökologischen Bewirtschaftung der Flächen. Drei Bio-Landwirte sowie eine schnell wachsende Zahl weiterer Interessierter trafen sich regelmäßig im kirchlichen Gemeindehaus, entwickelten ein Gesamtkonzept und beteiligten sich an der politischen Debatte. Dem bisherigen Eigentümer schien es egal, an wen er das Hofgut verkaufen würde. Unser Gegner, ja fast Feind war die Gemeinde. Die wollte uns, ähnlich wie beim Güterschuppen am Reiskirchener Bahnhof, keinen weiteren Quadratmeter zugestehen, aber vor allem wollten sie den Golfplatz als ein weiteres Gewerbeprojekt nahe der Autobahn. Also zogen sie das Planverfahren weiter durch, änderten die Inhalte aber so, dass unsere Ideen nach Verabschiedung des Bebauungsplanes dann gar nicht mehr möglich gewesen wären. Es folgte eine erbitterte Auseinandersetzung werden, die wir verloren. Denn irgendwann schaltete sich ein Strohmann ein, der behauptete, einen Golfplatz errichten zu wollen. Der schaffte es, die Kirche zum Verkauf ihrer Grundstücke zu überreden. Wie ihm das gelang und wer da eventuell wieviel Geld rübergeschoben bekam, ist uns bis heute unbekannt. Denn mit dem Verrat an der Sache beendete die Kirche auch konsequent jeden Kontakt mit uns. Fraglos wussten sie dort alle, welche widerliches Verhalten das war. Als wir davon erfuhren, verteilten wir vor einem Gottesdienst ein sarkastisches Flugblatt, dass es offenbar keinen Hunger mehr auf der Welt gäbe. Die meisten der Gottesdienstbesuchis hatten zu dem Zeitpunkt vom heimlichen Verkauf noch nichts mitbekommen. Genützt hat es aber nichts mehr.

Ein zweites

Gerne hätten wir auch in Reiskirchens Kernort etwas bunteres Leben geschaffen. Die Gemeinde und ihre Politik waren seit ihrer Gründung vor allem auf das Autobahndreieck und die Anschlussstelle der A5 fixiert, die beide ihren Namen trugen. Diese autoverkehrsgünstige Lage sollte Firmen anziehen, weshalb ständig neue Wohn- und Gewerbegebiete ausgewiesen wurden. Die Ortsteile bluteten allmählich aus und selbst aus dem Kernort verschwanden etliche Läden in die neu ausgewiesenen Gewerbeflächen, die sich am Ende vom ehemaligen Ortsrand bis zur Autobahn zogen. Da das den Gemeindeoberen noch nicht reichte, gab es weitere Gewerbegebiete östlich von Reiskirchen. Alles zusammen ruinierte das Ortsbild und erzeugte immer mehr Verkehr – ein hausgemachtes Desaster bis heute. Wir warfen ein Auge auf den Reiskirchener Bahnhof, der zentral im Ort lag. Dort befand sich direkt am Gleis, aber auch nahe der Hauptstraße, eine ungenutzte Güterhalle – eines der wenigen richtig schönen Gebäude des Ortes (Foto). Mit dem Rhein-Main-Verkehrsverbund verhandelten wir über die Nutzung als Kulturcafé, Umsonstladen, Veranstaltungsraum usw. Es sollte ein lebendiger Mittelpunkt im ansonsten recht tristen Autobahnabfahrtsort werden. Von Seiten des RMV gab es auch positive Rückmeldungen und Anzeichen, dass eine Sanierung aus dem Bahnhofsprogramm des Verkehrsverbundes möglich sein könnte. Als jedoch die lokale Politik davon Wind bekam, beschloss sie den sofortigen Abriss, der dann auch durchgeführt wurde. Lieber einen grauen, toten Ort als eine Idee aus der Projektwerkstatt. Hier ging es nur um Macht: Die Macht, weiter nur ans Geld zu denken, was mit Gewerbeansiedlung zu verdienen war.



Richtig gut lief unsere Idee, biologische Landwirtschaft und eine ortsnahe Lebensmittelversorgung voranzubringen. Nach einigen Gesprächen mit direktvermarktenden Ökohöfen der Umgebung war uns klar, dass es für die Betriebe nicht gut wäre, wenn ständig Menschen zu ihnen kämen, die etwas kaufen wollten. Für eigene Hofläden waren die meisten aber zu klein. Außerdem würden die Abholfahrten vermutlich meist mit dem Auto erfolgen, was die Ökobilanz wieder versauen würde. Also schmiedeten wir einen anderen Plan: In jedem Dorf sollte es einen Abholpunkt geben, irgendwo privat oder in einem öffentlichen Gebäude, zum Beispiel der Kirche. Dorthin brächten die Landwirte ihre Produkte an einem bestimmten Tag bis zu einem festgelegten Zeitpunkt. In den ein bis zwei Stunden danach würden dann die Menschen ihre Lebensmittel abholen, das Geld dafür dalassen und die Bestellung fürs nächste Mal aufgeben. Die Bestellungen wurden gesammelt und an die Höfe weitergegeben, das Geld nahmen die bei der nächsten Lieferung an sich. Sie Geschichte klappte: Brot, Käse, Gemüse und Obst sowie auf Vorbestellung Fleisch und Getreide verteilten sich so in den Dörfern. Selbstredend, dass wir in der Projektwerkstatt der Verteilpunkt für Saasen waren. Mit Infoständen auf dem Krämer- und Weihnachtsmarkt warben wir für die Idee (Foto). Das Aktionsmobil machte es einfach, dort gut sichtbar präsent zu sein (Foto).



Stress im Dorf: Wie Patriarchen ihr Reich verteidigen

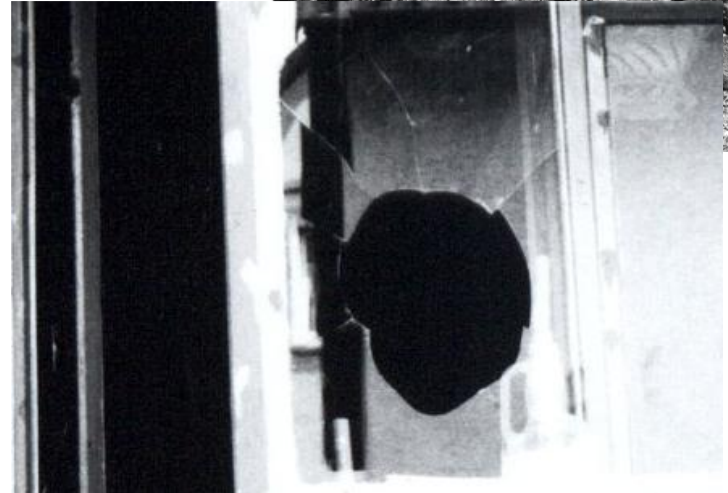
Kommen wir zu einem besonders dunklen Kapitel. Wir hatten Saasen als neuen Ort ausgewählt, weil wir dort ein passendes Haus fanden und vor Ort die Bahn hielt. Später sahen wir auch noch, dass es eine schöne Fahrradverbindung nach Gießen und nach Grünberg gab – und eine Raststätte an der A5, die für alle sehr nützlich war, die zu uns trampeln wollten (was im Laufe der Zeit immer wichtiger wurde). Zu alledem hatten wir an Saasen eine gute Erinnerung, denn wir waren schon einmal vom „Alten Bahnhof Trais-Horloff“ dort hingefahren – mit dem Aktionsmobil auf Einladung der örtlichen Jugendpflege bei den gemeindlichen Ferienspielen. Es waren schöne Wochen am Saasener Sportplatz, so dass wir erwarteten, hier freundlich aufgenommen zu werden. Doch das war ein fataler Irrtum. Zwar blieb der Jugendpfleger, der auch im Verein Kultur pur engagiert war, uns zugewandt, aber mit dem Dorf Saasen hatten die Ferienspiele nicht viel zu tun. Sie nutzen einfach nur die dort vorhandenen Flächen. Im Dorf selbst hingegen hatte ein böses Gewitter gegen uns schon zusammengebraut, als wir noch gar nicht eingezogen waren.

Kaum hatte sich nämlich die Kunde vom unterschriebenen Kaufvertrag verbreitet, trafen sich die Vereinsbosse des Dorfes, um das „Problem“ zu beraten. Sie wurden sich schnell einig: Die mobben wir wieder raus – und zwar mit allen Mitteln. Als wir im April 1993 dann tatsächlich in das Saasener Haus einzogen und nichtsahnend bei den Vorständen der vorhandenen Vereine anklopfen, um

freundlich „Guten Tag“ zu sagen, erhielten wir von allen die klare Ansage: Ihr seid hier unerwünscht. Niemensch redet mit euch! Und dabei blieb es nicht: Von Beginn an wurde im Dorf gegen uns gehetzt, wurden wir oder unsere Gäste bei Spaziergängen durchs Dorf oder zum Bahnhof angepöbelt. Nach einiger Zeit nahmen auch direkte Angriffe auf das Haus und Grundstück zu – mal wurde der Zaun eingetreten, mal ein Fenster eingeschlagen (Fotos) oder die Mülltonnen umgekippt. Wie wir erfuhren, waren mehrfach Menschen in den damals noch bestehenden Kneipen des Dorfes mit ein paar spendierten Freibier und angetrunkenem Mut überredet, bei uns vorbeizugehen, um uns zu zeigen, dass wir unerwünscht sei.



Heftig traf es einige Jugendliche im Ort. Die wollten nämlich gerne ein Jugendzentrum haben, wie es in anderen Ortsteilen schon bestand und auch von der Jugendpflege unterstützt wurde. Doch die Patriarchen in Saasen wünschten das nicht, fürchteten sie doch um Konkurrenz zur Jugendarbeit der Feuerwehr, die zu der Zeit in der Tat nicht durch Qualität überzeugte, sondern mangels Alternativen für viele Jugendliche anziehend war. Da wird selbstverwaltete Strukturen aber für sinnvoll gehalten, boten wir den Jugendlichen an, in unserem gerade erworbenen Gebäude einen Raum für sich zu schaffen. Doch als die Jugendlichen mit den



Renovierungsarbeiten im ehemaligen Kuhstall begannen, zeigten die Dorfsheriffs, zu was sie fähig waren. Den Jugendlichen wurde aufgelauert und ihnen per Verprügeln deutlich gemacht, dass ihre Kooperation mit uns unerwünscht sei. Und nur zur Klarstellung: Da waren keine Nazis aktiv, keine Gangster oder Uniformierten, die sonst ja meist für Gewalt in der Gesellschaft verantwortlich waren. Hier agierten Leute mit SPD- oder CDU-Parteibuch, aus Vereins- oder Kirchenvorständen, also die ganz normale Mitte der Gesellschaft – fremdenfeindlich, sexistisch, gewaltbereit in der Verteidigung ihrer patriarchalen Dorfkultur. Die hatte es in der Tat in sich. Geheiratet wurde weitgehend im Dorf, die Nachkommen bauten ihre Häuser in die Neubaugebiete am Ortsrand, einige Patriarchen mit ihren Familienclans dominierten den Ort. Die Gespräche zwischen den – stets weißen – Beschäftigten der kleinen Betriebe triefen vor Sexismen und rassistischen Sprüchen.

Ein erster bedrohlicher Höhepunkt war der Überfall in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni 1994, also etwas mehr als ein Jahr nach unserem Einzug. Nach der „Überzeugungsarbeit“ in der Kneipe trat er, bewaffnet mit einer Sense und Morddrohungen brüllend, den Kampf gegen die Projektwerkstatt an. Nachdem er dort mit einer Dusche aus dem Feuerlöscher zurückgedrängt wurde, kam er mit einem Benzinkanister und einer Eisenstange zurück, konnte sein Werk aber wegen der eintreffenden Polizei nicht mehr verrichten. Stattdessen griff er wutentbrannt diese an. Für eine solche Latte an Straftaten, wie sie in der Polizeipressemitteilung (siehe Abbildung) auch noch korrekt aufgeführt

43jähriger Randalierer in Polizeigewahrsam genommen

Saasen (P). Mit einer Anzeige wegen versuchter gefährlicher Körperverletzung, versuchter schwerer Brandstiftung, Widerstand gegen Vollstreckungsbeamte sowie Bedrohung und Sachbeschädigung muß ein 43jähriger aus Reiskirchen rechnen. Der Mann war kurz nach Mitternacht (6.6.94) auf ein Grundstück in der Ludwigstraße in Saasen eingedrungen. Hier hat-

versuchten Anschlag auf die Projektwerkstatt in Saasen. Der Verein drückt seine Betroffenheit über die zunehmende Gewaltbereitschaft aus, die in Reiskirchen, ihren traurigen Höhepunkt in dem Überfall am vergangenen Montag fand.

Um nicht falsch verstanden zu werden - es geht uns nicht um eine Einmischung in die in Saasen herrschenden Streitigkeiten und Konflikte, son-

wird, hätten wir sicherlich einige Jahre Knast kassiert. Im Fall des Angriffs auf uns kam es aber nicht einmal zu einem Gerichtsverfahren. Immerhin gab es einige Stimmen in der Öffentlichkeit, denen dieser Angriff zu weit ging. Die CDU Reiskirchen stellte sich aber schützend vor den Täter (mit dem wir inzwischen unseren Frieden geschlossen haben – Rache ist schließlich das Ding der anderen).

Ich selbst war bei dem Vorgang nicht vor Ort, sondern ließ mich nachträglich durch die Berichte erschrecken. Dass das erst der Anfang sein und es sich jahrelang noch steigern würde, ahnten wir damals nicht.

Politik und Behörden im Kampfmodus

Während sich also in Saasen allmählich ein Mob der bürgerlichen Mitte herauschälte, machten auch die staatlichen Institutionen mobil. Sie hatten es nicht geschafft, uns aus der Region fernzuhalten, also musste es jetzt mit allen verfügbaren Mitteln gegen unser neues Domizil in Saasen gehen. Gerne vorgeschickt werden dabei Fachämter, die dann Schlagzeilen produzieren könnten, aus denen die politischen Absichten nicht erkennbar sind. Gesundheitsämter gehören dazu, die vermeintlich nach Krankheitsherden suchen, ebenso Finanzämter, die angeblich danach schnüffeln, wo Steuern hinterzogen werden. Wenn es, wie in unserem Fall, um Gebäude geht, ist aber die Bauaufsicht das Mittel der Wahl. Angestachelt durch die Gemeinde Reiskirchen, die in Amtsanmaßung gleich mal einen Bau- und Renovierungsstopp verhängte, kam einige Zeit später auch die tatsächlich zuständige Bauaufsicht des Kreises zu uns. Sie befand, dass wir ohne Baugenehmigung agierten. Damit hatte sie völlig recht, denn in der Tat wurde unser eingereichter Bauantrag nicht bearbeitet – durch genau diese Behörde. Das sollte auch noch lange so bleiben, satte 16 Jahre lang. Das war natürlich Absicht. Dabei hatten wir extra einen überaus seriösen Architekten bezahlt, der selbst, so seine Aussage, schon in der Baubehörde gearbeitet hatte. Doch unsere daraus resultierende Hoffnung, dass uns das einen fairen Umgang seitens der Institutionen bringen könnte, wurden enttäuscht. Mehrfach tauchten die Mitarbeitis der Bauaufsicht auf, anfangs immer allein, dann mit Unterstützung der

regulären Polizei, weil Menschen auf den Eingangstreppe saßen und nicht freiwillig gingen. Als die Bauaufsichtsleute zusammen mit der Polizei dann erneut auftauchten, waren die Treppen frei, aber die Eingangstüren und einige Fenster fehlten. So konnten keine Siegel angebracht werden. Betretungsverbote wurden mündlich verkündet, martialische Strafen angedroht und an mehreren Stellen Urkunden



Donnerstag, 19. Mai 1994

Buseck · Reiskirchen

mit dem Betretungsverbot aufgehängt. Dann gingen sie wieder, und wir vereinbarten, bei jedem – fraglos nun illegalen – Betreten einen Strick auf den Urkunden zu machen. Dieses provokante Vorgehen fand dann



»Keine Macht für niemand«, fordern die Bewohner der Projektwerkstatt in Saasen. Im Falle ihres Scheunenanbaus umsonst. Die Bauaufsicht des Landkreises hatte die »Macht«, die Räumlichkeiten zu versiegeln, nachdem bei einem Ortstermin laut Pressesprecher des Kreises festgestellt worden war, daß die Rettungswege (zu schmale Treppe rechts im Bild) ungeeignet sind. (Fotos: mö)



Bauaufsicht versiegelt Teil der Projektwerkstatt

Grund: Es bestünden Gefahren für Bewohner – Projektwerkstatt glaubt an Komplott von Ministerium und Bauaufsicht

sogar als Abbildung seinen Weg in die Zeitung. Bleiben noch zwei Details anzufügen. Da ist zum einen das Eigentor der Menschen in Saasen, die uns nicht nur direkt angriffen, sondern auch denunzierten. Dass deshalb häufiger Polizei und Behörden im Dorf waren, traf dann auch andere. Denn bei genauerem Hinsehen sind überall irgendwelche Schwarzbauten an und neben den Häusern zu sehen. Wer den Staat ruft, wird ihn bekommen. Das zweite entpuppte sich als noch absurder, aber erst viele, viele Jahre später. Die Bauaufsicht war nämlich nicht besonders freiwillig bei uns, sondern geschickt von der Politik, vor allem dem hessischen Innenministerium. Das flog aber erst auf, als das in einem anderen Fall böse Fehler machte. Dazu später, freut euch schon mal auf den 14. Mai 2006 und die „Federballaffäre“ ...

Das Genversuchsfeld ist besetzt!

1995 begann dann eine ganz besondere Aktionsära – der Kampf gegen die Agrogentechnik, eine erbitterte, aber am Ende erfolgreiche Auseinandersetzung, die für mich Vorbild wurde für viele nachfolgende Aktivitäten. Zum Zeitpunkt unseres Einstiegs in die Aktionen waren schon fünf Jahre lang gentechnisch veränderte Pflanzen auf kleinen Versuchsfeldern in Deutschland ausgebracht worden, obwohl bereits der erste derart peinlich endete, dass es eigentlich gereicht hätte, das nie wieder anzufassen. Es war ein Petunienfeld des Max-Planck-Instituts in Köln und wurde allein zum Angeben ausgesät. Die Forscher wollten zeigen, dass sie die Natur nun völlig unter Kontrolle hatte. Sie sagten ein bestimmtes Farbenspiel der Blüten voraus, gesteuert durch ihre Eingriffe in die DNA der Pflanzen. Dummerweise kamen ganz andere Farben heraus. Der Auftritt des Versuchsleiters nach dem Desaster war legendär. Er könne das Ganze auch nicht erklären, stammelte er in die laufenden Kameras. Ich habe nie wieder einen derartig ehrlichen Auftritt erlebt, ob sich in der Sache nichts änderte. Nur die PR-Schulung der Versuchsbeteiligten besserte sich – und natürlich ließ der Kapitalismus von der profitträchtigen Technik nicht ab.

So wurden 1992 die ersten kommerziellen Versuchsfelder in Südniedersachsen angelegt – und besetzt. Dann 1995 das erste Feld in unserer Nähe, genauer in Melbach in der Wetterau. Das musste verhindert werden. Also besetzten wir die Fläche, bauten Türme, gruben Erdbunker (Foto) und setzten uns mit den äußerst unfreundlichen Landwirt auseinander, der mal den Ringkampf suchte, mal aber auch mit dem gut gefüllten Jauchefass durch die Fläche fuhr und es auf Zelte und andere Einrichtungen regnen ließ. Weder wir noch er selber hätten in diesen Tagen geglaubt, dass Jahre später aufgrund des Verfütterns der manipulierten Pflanzen ein großes Kühesterben auf seinem Hof einsetzen würde. Das ließ ihn umdenken. Er mutierte zu einem der lautesten Stimmen gegen die Agrogentechnik.

Die Besetzung in der Wetterau war ein



Dauerprojekt, wenn auf den Flächen sollte der Landwirt im Auftrag mehrerer Konzerne wie AgrEvo, der zum damaligen Frankfurter Chemiekonzern Hoechst gehörte, und Monsanto verschiedene Test durchführen – an Raps, an Rüben und Getreidesorten. Da Raps schon im Herbst ausgesät,

Mais aber auch erst im Herbst geerntet wird, war das ganze Jahr etwas zu tun. Dabei war die Besetzung die auffälligste Aktionsform, die auch lange genug anhielt, um viel Inhalt zu produzieren und viele Menschen anzulocken. So gab es Konzerne, Workshops und Vorträge auf dem Feld, aus den nahen Städten wie Friedberg oder Bad Nauheim führen Fahrraddemos zum Feld. Mehrere Menschen aus der Projektwerkstatt verbrachten ihre meiste Zeit dort – durchaus eine Schwächung unseres Hauses in Saasen, aber ein wichtiger Beitrag für die wachsende Auseinandersetzung mit dem Thema. Auch das Umwelt-Aktionsmobil unterstützte immer wieder, vor allem als Bühne für Konzerne und Veranstaltungen (Foto). Auch ein weiterer, noch unausgebauter Bauwagen wurde von uns für die Besetzung bereitgestellt. Er steht heute auf dem Gelände in Saasen und erinnert damit immer noch an die spektakuläre Zeit von 1995 und Folgejahren.



Geräumt haben gestern morgen Landwirt Gottfried Glöckner und zwei Angestellte der AgrEvo den für die Aussaat des gentechnisch veränderten Rapses vorgesehenen Acker (oben links), auf dem die Gegner der Genversuche am Mittwoch und Donnerstag eine Barrikade aus Paletten, Altreifen, Kisten und Plakaten errichtet hatten. Glöckner habe gegen 10 Uhr damit begonnen, die Ackerfläche landwirtschaftlich wiederherzurichten, heißt es in einer Pressemitteilung der Polizeidirektion Wetterau. Dazu hätten ihm die im Camp anwesenden Versuchsgegner nach eigenen Angaben ihre Hilfe angeboten, ihn auch unterstützt und alle auf dem Feld befindlichen Gegenstände zur Seite oder ins Camp gelegt. Dabei kam es zu einer teilweise tätlichen Auseinandersetzung zwischen Glöckner und den Genversuchs-Gegnern, in deren Verlauf der Landwirt und ein Demonstrant um eine Fahne rangen (unten links). Vergeblich zu verwehren suchten die Demonstranten außerdem dem Landwirt – dem sie

vorwarfen, sich wegen des am Donnerstag gescheiterten Aussaat-Versuches »rächen« zu wollen – den Abtransport mittels Traktor des auf einem Hänger stationierten, wohlgefüllten Wasserbehälters, der schließlich samt Hänger auf einen fremden Acker kippte (oben rechts); eine Demonstrantin konnte vor dem Sturz gerade noch abspringen. Ein Besetzer sei mit schweren Ketten geschlagen worden, teilten die Wühlmäuse am Spätnachmittag mit; weitere gefährliche Situationen hätten sich ergeben, doch glücklicherweise sei niemand verletzt worden. In Anwesenheit der von den Demonstranten herbeigerufenen Polizei (unten rechts) einigten sich die gegnerischen Parteien schließlich auf einen Kompromiß: Die Demonstranten versprachen, auf dem zur Aussaat vorgesehenen Acker nichts abzuladen, und Gottfried Glöckner gab ihnen die zuvor eingesammelten Gegenstände zurück. Wegen Nötigung haben einige Demonstranten Anzeige gegen den Landwirt erstattet. dō/Fotos: Bernd Eichner

Die starke öffentliche Wirkung einer Besetzung mit den Aktionen rundherum eröffnete einer anderen Aktionsform den richtigen Rahmen: Die Zerstörung des Feldes, von den Akteuren liebevoll „Feldbefreiung“ genannt. Das war eine Straftat, während die Besetzung nur sehr selten repressive Folgen hatte, waren die Felder doch in der Regel vor der Aussaat gar nicht eingezäunt. Da die Besetzung die Aussaat verhindert sollte, betraten die Teilnehmenden also keine „eingefriedete“

Zone. Nachträgliche Einzäunungen erwiesen sich zudem angesichts der abendlichen Beschäftigungslosigkeit der Besetzer als wenig nachhaltig. Die Feldbefreiung war da anders. Sie war nötig, wenn doch ausgesät wurde, zum Beispiel nach einer Räumung, aber sie musste heimlich geschehen, um keine Strafen zu riskieren. Wegen der vorangegangenen Besetzung erübrigte sich aber die inhaltliche Vermittlung. Alle

Welt wusste ganz genau, warum die Saat herausgerupft, abgefackelt oder vergiftet wurde. Die einen feierten das, andere regten sich auf und riefen nach mehr Polizei. Aber alle wussten Bescheid. Und ich kann euch sagen, wie viel Spaß es macht, wenn das Schwierigste geschafft ist: Den passenden Zeitpunkt wählen, die richtige Fläche unter den verschiedenen Versuchsfeldern finden, die

Die Schöpfung hat ihn nicht gewollt,
das Schicksal hat ihn jäh
aus unserer Mitte gerissen.

Die Blüte seines Lebens war ihm nicht gegönnt!

DER Gen-RAPS IST TOT.

Es freuen sich
DIE WÜHLMÄUSE
nebst Angehörigen und Freunden

Beerdigung und Feierstunde am Samstag, den 4. November 1995, 16.00 Uhr am Acker.
Von Kranz- und Blumenspenden bitten wir zugunsten des Widerstandskontos Wühlmäuse:
Sparkasse Wetterau Kto:1095026563 (Monika Rhein „Camp“) BLZ: 51850079 abzusehen; und um
massenhafte Teilnahme.

Fluchtwege ausgekundschaftet zu haben und mit den richtigen, weil unscheinbaren Fluchtmitteln, also Fuß und Fahrrad, in nächtlicher Kühle auf das Feld gelangt zu sein. „1000, 2000, 3000 ...“, hörte ich neben mir eini Mitstreiti flüstern in Anspielung darauf, dass Pflanzen auf Versuchsfeldern einzeln in Laboren hergestellt wurden, so dass jedes Herauszipfen großen finanziellen Schaden anrichtet. Sich die Gesichter des kommenden Tages im Voraus vorzustellen, ist ein herrliches Gefühl.



Wenn ich heute auf die Fotos von damals gucke, fällt mir der Turm auf. Der hatte vier Ecken, war also quaderförmig. Als in den Nuller Jahren zum zweiten Mal viele Felder besetzt wurde, waren es Tripods (Dreibeine), die die Besetzungen schmückten. Und heute ist der Monopod der letzte Schrei, also ein Einbaum, oft mehrere Masten, die übereinander gebunden in den Himmel ragen und entsprechend schwer zu räumen sind. So ist auch Widerstandsarchitektur im Wandel begriffen und entwickelt sich weiter.

Die Projektwerkstatt wird langsam fertig

Aktionen hin, Öffentlichkeitsprojekte her – der Ausbau der Projektwerkstatt schritt trotzdem Stück für Stück voran. Als erstes hatten wir die Dachbereiche im Vorderhaus und Zwischengebäude ausgebaut, da die ohnehin unbewohnbar waren. Jetzt konnten wir aus den bisher provisorisch genutzten Räumen nach oben umziehen und dann Erdgeschoss und ersten Stock sanieren. Fußbodenbeläge wurden herausgerissen, Schächte für die Elektrokabel gestemmt, Rohrleitungen zu Küchenspüle, geplanten Bädern und den neu angebrachten Heizungskörpern gelegt, Fenster renoviert, ausgetauscht oder aufgedoppelt sowie abschließend alle Wände gedämmt, verputzt, tapeziert und gestrichen. Dreck und Staub machten die Räume in der Zeit unbenutzbar. Ende des ersten Jahres waren Vorderhaus und Zwischengebäude weitgehend fertig. Die Solarwarmwasseranlage lief schon, war sie doch zusammen mit der Dachrenovierung eingebaut worden. Anfang 1994 konnte dann auch der Holzvergaserkessel angeschlossen werden – welch ein schönes Gefühl, als das erste warme Wasser durch die Leitungen zirkulierte, wenn auch das erste Anfahren einige kleine Lecks offenbarte, die in den Tage danach erstmal geschlossen werden mussten. Ein Jahr nach dem Einzug, war aber das meiste geschafft, so dass wir uns an die größte Baustelle wagen konnten, die ehemalige Scheune. Die war weitgehend offen, wie so eine Scheune halt ausgestattet ist: Im Erdgeschoss links und rechts Stallungen, die aber kaum hoch genug waren für den aufrechten Gang, den wir hier ja, allein schon aus politischen Gründen, üben wollten ;-). Die Räume hatten immerhin Decken, ansonsten fehlten überall Zwischenböden und Wände – ein einziger riesiger Raum. Diese Offenheit wollten wir zu großen Teilen erhalten, aber in ihm kleinteilig kreative Ecken einrichten. Nur direkt über der Scheune sollte ein rundherum geschlossener Raum entstehen. Mit 5 x 8 Metern würde er der größte des Anwesens sein und damit besonders geeignet als Veranstaltungsraum.

Eine große Hilfe waren mehrere internationale Camps, die an mehreren Tagen einige Stunden bei der Renovierung halfen, ansonsten einem Programm von Begegnung und Ausflügen nachgingen (Zeitungsausschnitt).

Babylonisches Sprachgewirr auf der Baustelle

Internationales Workcamp in Saasen: Projektwerkstatt beherbergt Gäste aus sieben Ländern – Scheune wird restauriert

Reiskirchen-Saasen (ml). Unentbehrlich auf internationalen Freizeiten sind die Kommunikationsmittel Hände und Füße. Es gibt aber auch andere »internationale Verständigungsformen«: Zum Beispiel Sport, Musik und Kochen. Wie gut das funktionieren kann, bewies der zweiwöchige Workshop in der Projektwerkstatt Saasen, der morgen zu Ende gehen wird. 15 Teilnehmer aus sieben Ländern trafen hier zusammen. Eigentlicher Zweck des Unternehmens war die Restauration einer Fachwerkscheune.



chen«, so Jutta Sundermann von der Projektwerkstatt. Sprachlich gesehen improvisierte man: Während die Engländer sehr gut deutsch sprachen, verständigten sich die »Camper« aus den ost- und mitteleuropäischen Staaten lieber auf englisch.

Zum Rahmenprogramm des internationalen Workcamps gehörte die Besichtigung der umliegenden Ortschaften und der hessischen Metropole Frankfurt am Main. Schwimmen und kulturelle Angebote wie auch »häusliche Sachen« standen auf dem Programm. Für den

Die Materialien bekamen wir zu großen Teilen aus der sich entwickelnden Szene von Ökofirmen gespendet. Vieles war damals noch neu und unbekannt, so dass dort ein großes Interesse bestand, Ökofarmen, solare Energiegewinnungsanlagen oder Dämmstoffe in einem öffentlichen Gebäude zu präsentieren. Zudem kannten wir viele der dort Beschäftigten, stammte die erste Generation der meisten Öko-Firmen doch selbst aus der Umweltbewegung. Teil der Kooperation war zudem, dass wir einen Lehrpad durch unser Haus legen und in unserer Zeitschrift „Widerhaken“ in einer Serie über umweltgerechten Hausausbau Bericht erstatten über den Einsatz der Materialien. Später, im Internetzeitalter, haben wir die Texte dann auch noch zu Internetseiten gemacht, die auch heute noch unter baubiologie.siehe.website zu lesen sind – allerdings in Teilen aktualisiert, weil nicht mehr alles, was wir damals einrichteten, bis heute gehalten hat und ausgetauscht werden musste.

Mit den so erhaltenen Materialien könnten wir Stück für Stück alle Gebäude sanieren. Manches ist dadurch zum Flickenteppich geworden, weil keine Firma für das gesamte Ensemble spenden wollte. So befinden sich in den Dächern Papierfasern, an anderer Stelle Hanf-, Schafwolle- und Flachsmatten. An den Wänden kleben Holzweichfaserplatten, an einigen Stellen aber auch verkleidete Papierfaserfüllungen. Manche Fußböden sind mit Hartöl oder Wachs versiegelt, auf anderen liegt Naturlinoleum oder ein Teppich. Manche neuen Wände bauten wir im Fachwerkstil mit Lehmgefachen, andere aus porösen Steinen, die aber kunststofffrei hergestellt wurden. Die Holzlasuren stammten von einer Firma, die Außenwandfarben (Foto) von einer anderen. Ohne Spende hätten wir allein dafür über 10.000 DM bezahlen müssen.

Der erste Raum, der in der Scheune fertig wurde, war der ehemalige Kuhstall. Das war auch der Raum, der hätte zum Jugendzentrum werden



sollen, was aber ja mittels Gewalt unterbunden wurde. Wir nutzten die Dicke der Mauern aber ebenfalls aus, um hier eine Nutzung als Party- und Bandübungsraum zu ermöglichen – schließlich dürften die Wände den Schall gut wegschlucken. Da der Raum zu flach war, schachteten wir ihn nach unten aus. Dafür mussten wir ein Kopfsteinpflaster herausreißen und staunten dabei, wie stark die Steine aneinander hingen – festgetreten über die Jahrzehnte durch die schweren Kühe, die hier gehalten wurden.

Der Golfplatz ist besetzt!

Das Ringen um den Golfplatz war politisch entschieden. Der Verrat der Kirche öffnete dem gigantischen Bauwerk die Tür. Allerdings stellte sich schnell heraus, dass der vermeintliche Investor, der die Kirche zum Verkauf brachte, gar keiner war. Alles war Fake, was uns aber nicht entging, weil wir uns so organisiert hatten, dass wir auch mitbekamen, was nicht für unsere Ohren und Augen gedacht war. So meldete eine Firma namens „Immobilien World Trade“ Interesse an, den Golfplatz einrichten zu wollen. Doch die gab es gar nicht, dahinter steckten wir. Auch die FAZ-Golfjournalistin, die ab und an nach dem Stand der Dinge fragte, war nur eine Tarnadresse von uns. So blieben wir auf dem Laufenden, nur dummerweise über die Abläufe in der Kirche nicht, weil wir nicht ahnten, dass dort irgendwann die entscheidenden Beschlüsse gefasst würden.



So blieb nur noch die direkte Aktion. Wir besetzten die Fläche mit unserem Umwelt-Aktionsmobil



und einigen Zelten, wurden aber binnen kurzer Zeit recht rüde von der Polizei geräumt. Es war das erste Mal, dass ich nicht nur verhaftet, sondern auf der Polizeistation von Grünberg auch gleich verprügelt wurde. „Das kommt bei uns häufiger vor“, sagte der Chef der dortigen Polizei in einem späteren Gerichtsverfahren auf die Frage der Richterin, warum er auf meine Schmerzscreie nicht reagiert hätte. Verurteilt wurde trotzdem ich – wegen Widerstand, dem typischen Paragraphen, wegen dem die Person bestraft wird, die Polizeigewalt erfährt. So lässt sich die Legende der armen Opfer in Uniform inszenieren, und ich durfte für 30 Tage

erstmals in meinem Leben ein Gefängnis von innen erleben – eine wichtige Erfahrung, die mich deutlich darin bestärkte, mich grundsätzlicher mit den Mechanismen von Herrschaft und der Theorie von Herrschaftsfreiheit auseinanderzusetzen.

Nach dem ersten, misslungenen Versuch starteten wir einen zweiten, diesmal als angemeldete Versammlung vor den Toren des Hofgutes – mit Infostand, Konzert (Foto) und einer mehrtätigen Mahnwache. Verhindern konnten wir das Ganze aber nicht mehr, auch nicht mit der letzten, verzweifelten Blockade am Tag des Baubeginns (Foto). Nachdem wir weggeräumt wurden, fuhr das



erste Baufahrzeug auf den vorher blockierten Weg und versank in einem Graben, den wir in der Nacht davor heimlich gezogen und gut getarnt hatten. Ein kleiner Stich in die große Maschinerie, mehr nicht. Kurz danach wurde die

gesamte Landschaft von riesigen Maschinen umgewühlt (Foto). Kein Quadratmeter blieb im Originalzustand. Die heute wieder bewachsenen Flächen sind eine reine Kunstlandschaft.

Nachhaltigkeit – die neoliberale Variante des Umweltschutzes

Heute ist das Wort in aller Munde, wird von allen Seiten, ob Öko oder Klimawandelleugni, als erstrebenswert betrachtet und als Synonym für radikalen Wandel genauso benutzt wie für richtig schlechtes Greenwashing. Welches Geheimnis steckt hinter dieser Erfolgsgeschichte? Ganz einfach: Der Begriff „nachhaltig“ ist so erfolgreich, weil er für nichts steht. Oder für alles.

Seine Erfolgsgeschichte begann Mitte der 90er Jahre. Vorher war er schon in UN-Kreisen genutzt worden, jedenfalls die englische Version „sustainable development“. DeepL übersetzt das Verb „sustain“ mit „aufrechterhalten“ und bietet als Beispielverwendung an: „Der Manager möchte die gute Marktposition erhalten.“ Wie schafft es ein inhaltlich derart leeres Wort zum Spitzenbegriff der Umweltdebatte? Nun, wie so vieles in dieser Gesellschaft hat es mit viel Geld und Propaganda zu tun.

Die ersten Verwendungen im Kontext weltweiter Umweltkonferenzen blieben zunächst weitgehend unbeachtet. Das gilt auch für die später gehypte Konferenz von Rio im Jahr 1992. Doch Mitte der 90er Jahre änderte sich dieses Bild, zumindest in Deutschland. Von staatlicher Seite wurden Werbe- und umfangreiche Förderprogramme aufgelegt, um den Begriff der Nachhaltigkeit zum neuen Zauberwort der Umweltpolitik zu machen. Die Agenda 21, jenes imperiale Programm des Gipfels von Rio, wurde als Leitwerk einer zukünftigen Ökologisierung aller gesellschaftlichen Bereiche abgefeiert, obwohl nichts in ihr das hergibt. Begriffe wurden ausgetauscht, Umweltbeauftragte führten jetzt Agendabüros, Firmenanzeigen überboten sich in der Darstellung vermeintlicher Nachhaltigkeit von Produkten und Produktionsverfahren. Vielerorts wurden lokale Agendagruppen gegründet, deren einzige Wirkmacht ein „Dabeisein ist alles“ war. Alles war eigentlich ein völlig durchschaubarer Werbefeldzug, die Umweltbewegung ihrer Inhalte zu berauben. Doch durch viel Zwang und Bestechung gelang es tatsächlich, immer mehr der dort Aktiven für den Wandel zu gewinnen. Denn wer nicht mitmachte, hatte viel zu verlieren. Fördergelder wurden daran gekoppelt, sich zur Agenda 21 zu bekennen und den Begriff der Nachhaltigkeit zu nutzen.

Uns grauste – und wir versuchten gegen zu halten. Ein von uns verfasster Aufruf „Gegen die Agenda 21! Für eine unabhängige politische Bewegung!“ wurde von einigen Organisationen unterzeichnet, darunter aber nur wenige bekannte Gruppen wie die BI Lüchow-Dannenberg und die Aktion 3. Welt Saar, aber keine der klassischen Umwelt-NGOs. Die waren bereits in Spinnennetz der Fördergelder gefangen. Die Ersetzung von Begriffen wie Umweltschutz und Ökologie durch Nachhaltigkeit war eine Sternstunde der Assimilierungskunst. Die Folgen waren weitreichend. Fast alle „Ökos“ vergaßen im Laufe der Zeit ihre Vergangenheit und begannen daran zu glauben, dass mit der Nachhaltigkeit ein wichtiger Fortschritt, nämlich die Gleichrangigkeit von Umwelt, Wirtschaft und Sozialem erreicht sei. Ständig wurden in Dreieck-, Kreis- oder Säulenform diese drei Felder dargestellt (siehe Grafik als Beispiel, CC Felix Müller) und betont, dass sie gleich wichtig wären. Doch neben dem Umstand, dass das nie ernst gemeint war, war erschütternd, wie leichtgläubig diese Sichtweise übernommen wurde. Tatsächlich hatten davor selbst konservative und industriefreundliche Kreise stets betont, dass Umweltschutz Vorrang vor wirtschaftlichem Profit haben müsse. Das war zwar auch nur Propaganda, aber



mit der Idee der Nachhaltigkeit war selbst dieses Bekenntnis auf dem Müllhaufen der Geschichte entsorgt worden. Fortan waren es die „Ökos“ selbst, die kapitalistische Ziele über das Konzept der Nachhaltigkeit zu ihrer eigenen Forderung machen – und den Konzernen den schönsten Greenwashingbegriff schenkten, den diese jemals hatten.

Reorganisierungsversuche radikalökologischer Aktion

Der ganze Trend, Ökologie und Kapitalismus plötzlich miteinander verbinden zu wollen, machte uns fassungslos, und ließ uns eine Zeit lang erstarren – gerade auch, weil es viele Menschen aus dem ursprünglich eigenen Umfeld waren, die plötzlich auf diesen Zug aufsprangen. Es dauerte einige Jahre, bis wir wieder Mut fassten, überregional größer zu denken. Zu schwer lag die Erinnerung an den Untergang der radikalen Jugendumweltbewegung auf dem Gemüt. Aber zum einen kamen neue Menschen hinzu, die die Vergangenheit nicht erlebt hatten. Außerdem war der Niedergang der Jugendverbände in den Umwelt-NGOs unübersehbar. Teilweise bekamen die ihre Vorstände nicht mehr richtig voll, manche Landesjugenden verharnten im Tiefschlaf. Geblieben aus der alten Zeit war der Jugendumweltkongress (Jukß), dem 1994 erstmal von BUND- und Naturschutzjugend zusammengelegt, also gemeinsamen Bundeskongress. Auch der war nach einer noch kämpferischen Anfangsphase langweiliger und kleiner geworden. Das änderte sich, als die Degeneration soweit fortschritt, dass unerwünschte Workshops auf Weisung des Umweltbundesamtes, also einer Einrichtung der Bundesregierung verboten wurden. Deutlich zeigte sich hier der Erfolg der Assimilierungsstrategie. Durch großzügige Unterstützung machten die Regierenden ihre eigene Opposition handzahn, abhängig und dadurch gefügig. Vollstreckis waren ausgerechnet Akteuris aus Verden. Dort, wo die anarchistische Unterwanderung ihren Ausgangspunkt nehmen sollte, wurde die erste Zensur der Jugendumweltbewegung vollzogen. Doch das war zu viel. Aus mehreren Projektwerkstätten kam Protest, darunter auch aus Saasen, wo einige sehr junge Aktivistis aus ehemaligen Besetzungen neu dabei waren. Jahrelang hatte sich Frust über den ständig fortschreitenden Verdener Verrat angestaut. Jetzt wollte der raus. Etliche Aktive besetzten mehrere Räume in der für den Jukß genutzten Schule, so dass dort die zensierten Themenangebote stattfinden konnten. Das schuf eine neue Dynamik, zumindest hinsichtlich des Kongresses. In den Folgejahren wurde er vorübergehend wieder aus dem radikaleren Spektrum organisiert, fand in Städten statt, in denen Jugendumweltaktive endlich wieder Umweltschutz und Herrschaftskritik verbanden.



Netzwerk „Umweltschutz von unten“

Eine solche Renaissance emanzipatorischer Öko-Ideen gab es auch unter uns inzwischen Erwachsenen, die wir aber in der herrschaftskritischen Jugendumweltbewegung groß geworden waren. Das alleinige Herumwurschteln in lokalen und regionalen Projekten, so wichtig wir die fanden, war uns zu wenig, zumal viele wichtige Entscheidungen auf Landes- und Bundesebene fielen, die sich vor Ort auswirkten. Ganz eingeschlafen war das überregionale Engagement ohnehin. Noch immer gab es die Redaktion des „Jugend für Natur“-Kalenders, allerdings war 1997 das letzte Erscheinungsjahr (Titelbild).

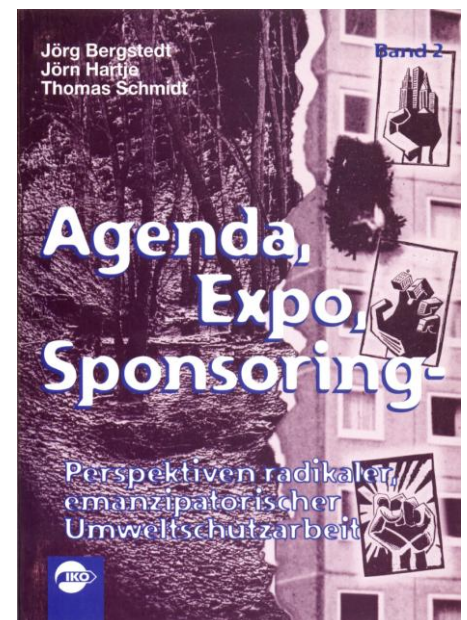
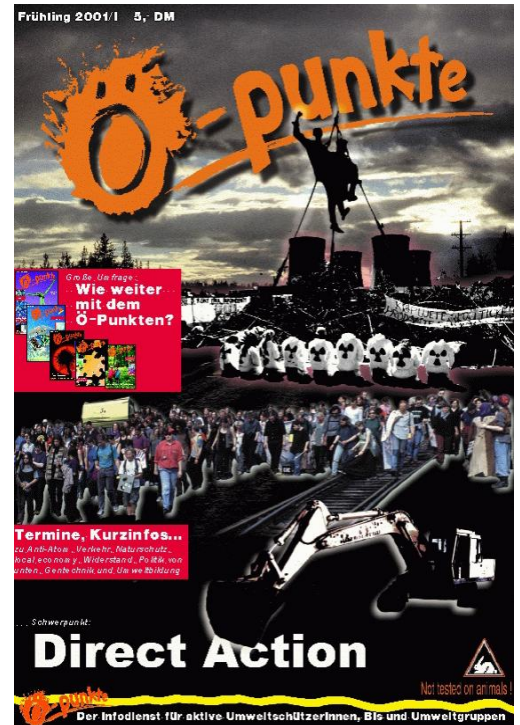
Wir kamen zusammen und wollten etwas Neues starten, irgendwie Umweltschutz und Herrschaftskritik wieder verknüpfen und damit beide Seiten ein bisschen aufmischen: Die Ökos, die so zahm und staatstragend geworden waren. Aber auch die Linken, die sich so wenig für

Umweltschutz interessierten, was zum einen verständlich war angesichts der oft konservativen bis rechten, vor allem aber wirtschaftsnahen Positionen zumindest bei den führenden Umweltorganisationen und -institutionen, zum anderen aber schlicht auch daran lag, dass linkes Politikverständnis in der Regel keine Konsequenzen für das eigene Leben hat. Mensch kann Nazis hassen, gegen Rassismus eintreten und für eine Umverteilung von oben nach unten kämpfen, ohne auch nur ein kleines bisschen des eigenen Verhaltens zu ändern. Da war Umweltschutz schon anstrengender. Wenn jedoch ökologische Konzepte Herrschaft bzw. Kapitalismus in Frage stellen würden, könnte das Interesse an solchen Inhalten wachsen.

Also machten wir uns ans Werk. Oder genauer: An viele Werke. 1997 brachten wir die Startausgabe der „Ö-Punkte“ heraus. Das sollte eine vierteljährliche Zeitung werden, die Umwelt und Emanzipation miteinander verbindet. Statt sie als eigenständige Publikation und damit in Konkurrenz zu anderen Magazinen zu verbreiten, gingen wir Kooperationen mit bestehenden Veröffentlichungen, Rundbriefen usw. ein. Wer immer die Ö-Punkte seinen eigenen Sendungen beilegen wollte, bekam das Heft von uns gratis geliefert. Als Gegenleistung machten wir Werbung für die Trägermedien. So kamen wir schnell auf eine Auflage von mehreren 10.000 und lagen zum Beispiel Stichwort Bayer, der Contraste und einigen Landeszeitungen der Grünen Liga bei. Bemerkenswert: Keiner der klassischen West-Umweltverbände beteiligte sich. Intern waren die „Ö-Punkte“ in ca. 20 autonome Themenredaktionen aufgeteilt, die jeweils viele Kurzmeldungen mit Verweisen auf weitergehende Informationen zusammenstellten. Zudem gab es jeweils einen Schwerpunkt, für den ein gesondertes Team sorgte.

1998 dann eine Kampfansage von mir an die etablierte Umweltszenerie: Unter dem Titel „Agenda, Expo, Sponsoring – Recherchen im Naturschutzfilz“ erschien im IKO-Verlag ein Buch voller Details über die Verflechtungen, Abhängigkeiten und inhaltlichen Schwächen von Verbänden, Gruppen, Netzwerken, Umweltmedien und weiteren Akteuren. Dazu erschien eine CD mit den Quellen und ein Jahr später, zusammen mit weiteren Autoris, der passende Perspektivenband (Abb.: Titel).

Außerdem versuchten wir, im Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz (BBU) Fuß zu fassen. Dieser vor vielen Jahren mal größte und bedeutendste Umweltverband war inzwischen in der Versenkung verschwunden, hatte kaum noch Außenwirkung, einen recht schläfrigen Vorstand aus überwiegend der SPD oder den Grünen angehörigen Personen, aber immer noch sehr viele Basisgruppen als Mitglieder. Könnte es gelingen, den wieder flott zu machen und in ein breites Netzwerk ohne Hierarchien und Staatsnähe zu wandeln. Wir fuhren mit mehreren Leuten aus der ehemaligen Jugendumweltbewegung zu einer Jahreshauptversammlung und stellten uns dort offen gegen die vor allem im Vorstand präferierte Annäherung an die anderen Umweltverbände. Etliche Basisgruppen, darunter vor allem Anti-Atom-Initiativen, unterstützten unsere Position. Und als einer der beiden Sprecheposten neu zu besetzen war, kandidierte ich und gewann die Wahl. Plötzlich war ich mal wieder Funktionär in einem Umweltverband.



Gescheiterte Versuche: Verband re-radikalisieren

Während wir Ex-Jugendumweltbewegten es in der Erwachsenenwelt neu versuchten, kümmerten sich einige jüngere Aktive aus den verbliebenen Projektwerkstätten und Jugendumweltbüros noch einmal um die Naturschutzjugend und die BUNDjugend. Deren Aktivitäten waren seit den Rauswürfen kontinuierlich zurückgegangen, so dass dort eine Offenheit entstand, es wieder mit mehr Kooperation zu versuchen. Der JUKß als gemeinsamer Bundeskongress hatte die verschiedenen Lager zusammengebracht – und so versuchten sie es noch einmal. Allerdings stellte sich doch recht schnell heraus, dass es das so nicht brachte. Nach einiger Zeit traten die eher aktivistischen und radikaleren Jugendlichen wieder aus den Vorständen zurück und überließen die Verbände denen, die damit klar kamen.

Nicht viel besser verlief das Experiment mit dem BBU. Ich fremdelte von Beginn an mit der Art, wie in Vorständen debattiert wird. Zudem war unübersehbar, dass wir die Lage falsch eingeschätzt hatten. Der Verbände hatte zwar noch eine lange Mitgliederliste mit vielen wichtigen Akteuren darin, so neben namhaften Bls auch Greenpeace, aber die interessierten sich nur noch am Rande für den schlafenden Riesen. Folglich hielten Parteibuchleute die wichtigsten Posten im Vorstand, während ein paar Basisaktive als Beisitzer das Gremium komplettierten. An einer Radikalisierung oder gar einem wieder eigenständigeren Kurs gegenüber den staatsnahen, sonstigen NGOs bestand gar kein Interesse. Im Gegenteil bestand der Wunsch, wieder vom Katzentisch auf die wichtigen Plätze der Dachverbände und Lobbygespräche vorzurücken. Den Bruchpunkt stellten zwei Abstimmungen dar, in denen ich mit der abweichenden Position ganz oder weitgehend alleine stand. Zum einen wurden die Grünen aufgerufen, ihre internen Streitigkeiten zu beenden und sich hier Joschka Fischer zu sammeln, obwohl (oder weil?) damals schon klar war, dass Fischer die Grünen zu einer regierungsfähigen und damit kapitalistisch ausgerichteten, westgebundenen und auf NATO-Kurs agierenden Partei formen wollte – was ihm bekanntlich auch gelang. Zum zweiten ließ sich der Verband nicht zu einer kritischen Position zur Agenda 21 bewegen.

Ich trat zurück und scheiterte auf der nachfolgenden Mitgliederversammlung ebenfalls zu diesen Themen. Das Experiment war beendet. Immerhin brachte es mir einige intensive Einblicke in die aktuelle Landschaft der deutschen Umwelt-NGOs – aber auch die Bestätigung, dass die für einen echten Umweltschutz keine brauchbaren Akteure waren. Meine Einblicke konnte ich das schon benannte Buch „Agenda, Expo, Sponsoring“ einarbeiten. Immerhin was.

Entscheidungen

Noch gab es die bundesweiten Projektwerkstätten, aber immer weniger nahmen teil. Das Jugendaktionsheft Umwelt und der Kalender „Jugend für Natur“ verschwanden, ebenso das unser aus den Jugendumweltverbände gerettete Forum „Öffentlichkeit“ mit dem Büro in Bremen. Das große Projekt in Verden nahm seinen eigenen Weg, inzwischen integriert in die dortige lokale Politik



und ohne Willen zu anarchistischen Umtrieben. Es hatte aber weiter große Anziehungskraft, gerade auf Menschen, die an anderen Orten allein oder in nur kleinen Runden gegen die Windmühlen der herrschaftsförmigen Gesellschaft und ihrer stets nur auf Profite achtenden Wirtschaft kämpften.

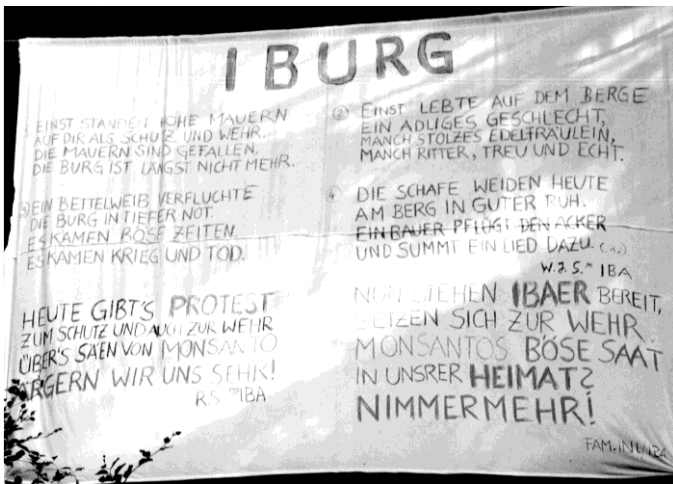
Ich habe großen Respekt vor all denen, die in dieser Lage aus den politischen Kämpfen ausstiegen und sich auf ein eigenes Projekt konzentrierten, dieses aber weiterhin selbstorganisiert und unangepasst umsetzten. So entstanden kleine Firmen, einige Ökohöfe und vor allem die „Lovis“, ein Segelschiff, seemännisch korrekt: Logger (Foto). Viele meiner engen Freundis aus der starken Phase der Jugendumweltbewegung zogen dafür nach Greifswald, bauten dort die Projektwerkstatt auf, um eine gute Arbeitsplattform zu haben. Weitere Aktive vor allem aus Hamburg und Lübeck unterstützten von dort aus. So ein Schiffsbau dauert seine Zeit, zumal als Ausgang nur die Hülle

bereit stand und alles von Innenausbau bis Masten neu beschafft und errichtet werden musste. Das alles geschah in den Jahren 1999 und 2000, und so wurde aus einem ehemaligen Dampfschiff ein Segelschiff. Seitdem liegt das schöne Schiff im Greifswalder Hafen oder ist unterwegs, vor allem auf der Ostsee, in Einzelfällen auch darüber hinaus herumschippern sollte – mal mit Klassenfahrten, mal mit Seminaren, aber auch immer mal vieler begleitend zu Aktionen. In der Winterpause wird renoviert und ausgebaut. Fast jedes Mal verändert sich die Lovis durch neue Ideen und durch die neuen Menschen, die das Projekt längst von den Aktiven des Anfangs übernommen haben und immer wieder weitergeben.

Wer heute nach Greifswald fährt, kann sich – zumindest im Winterhalbjahr – das Schiff angucken, sondern einige Projekte mehr, die durch die Menschen rund um das Schiff entstanden sind oder gestärkt wurden – vom Bio- über den Weltladen bis zu Kulturcafés, Umsonstladen und mehr. Manches ist auch wieder vergangen, aber einige Hausprojekte und das riesige Alternativ- und Kulturprojekt „Straze“ gehen auf das Umfeld des Schiffes zurück. Es ist keine Revolution, keine anarchistische Unterwanderung einer Stadt und hat auch so manche Anpassung hinter sich, scheint Greifswald aber mehr zu prägen als die vollmundigen Anarchieversuche von Verden.

Gentechnik-Widerstand

Seit der Besetzung in Melbach 1995 waren wir im Widerstand gegen die Gentechnik präsent: Drei Jahre waren wir dort auf dem Feld, zwischendurch besuchte ich auch einmal das Feld in Obernjesa bei Göttingen, wo ich auf Sigmar Groeneveld traf, eine der beeindruckendsten Persönlichkeiten im Widerstand gegen die Industrialisierung der Landwirtschaft. Er war Professor für Agrarkultur in Witzenhausen, unterstützte aber die Feldbesetzungen und den Widerstand. Wer bei ihm studierte, bekam Seminarscheine für die Teilnahme an den Besetzungen – der Uni ein Dorn im Auge, aber so richtig einfach ist der Rauswurf eines Beamten mit Professur halt nicht ...



Meine schönste Besetzung folgte 1998, zusammen mit Aktiven aus Osthessen in Iba. Das ist ein Ortsteil von Bebra. Das Feld lag auf einem kegelförmigen Berg. Dessen Hänge waren mit Wald bewachsen, aber oben auf der Höhe lag ein Acker. Dort sollte das Versuchsfeld versteckt werden. Doch es blieb nicht geheim, und so wurde aus dem Trick ein Vorteil für uns. Denn nachdem wir die Fläche vor der Aussaat besetzten, hatten wir fast eine Festung – unsere „Iburg“. Den einzigen schmalen Waldweg, der zum Acker führte, buddelten wir an einigen Stellen weg, so dass auch die Eigentümis oder die Polizei

nur zu Fuß zu uns gelangten. Gegen Attacken aus der Luft sollten einige Seile helfen, die wir von einem Turm auf der Fläche zu den umgebenden Bäumen spannten. Auch unser Umwelt-Aktionsmobil war dort (Foto). Insgesamt entwickelte sich ein entspanntes Leben, gefördert durch meistens recht gutes Wetter. Wir brauchten nur eine Wache am höchsten Punkt und konnten sehen, wer in einer Stunde zu uns kommen würde – so lange dauerte der Anstieg zu Fuß. Einmal kamen die Eigentümis vorbei und zogen so weiße Kreidelinien, wie sie auf Sportplätzen üblich sind, um die Bereiche, die nicht mehr betreten werden durften. Wir haben die in der Nacht mit Schaufeln Stück für Stück so verschoben, dass sie eine ganz andere Fläche umrahmten. Wütend malte der Eigentümi daraufhin Zeichen an die Bäume direkt am Ackerrand und erklärte die zur Grenze der Fläche, die nicht mehr betreten werden dürfe. Am nächsten Tag fand er diese Markierung an sehr viel mehr Bäumen. Frustriert gab er auf. Es gab nie eine Räumung und auch nie ein Genversuchsfeld auf diesem Acker.



Bleibt noch, von einem besonderen Weihnachtsfest zu berichten. Heiligabend – in welchem Jahr genau auch immer: Wir schwangen uns auf Fahrrad, spannten Schlafsäcke auf die Gepäckträger, um den nächsten Ausflug nach Rauischholzhausen als Besuch einer Veranstaltung zu tarnen. Auf dem Hofgut der Uni Gießen zertrampelten wir den angefrorenen Raps und fuhren ungestört wieder durch die Kälte zur Projektwerkstatt. Job erledigt.

Die Lage in Saasen

Natürlich ging es auch in Saasen weiter, aber weiter immer schön nachrangig gegenüber den politischen Aktionen. Nach der Fertigstellung aller Räume in der ehemaligen Scheune zog die Bibliothek in den großen, oberen Bereich, der weitgehend offen gestaltet war. Die Bücherregale bildeten lauter kleine Nischen, mehrere davon in Wabenform. Das war Absicht. Alle Räume hatten eine Funktion – als Kreativwerkstätten, Versammlungsräume, mit Betten, die Küchen, Bäder oder technischen Räume. Zusammen aber sollten sie einen Ort für kreativitätsfördernde und Hierarchien abbauende Gruppenmethoden sein. Daher förderte die kleinteilige Parzellierung die Bildung von kleinen, eigenständig arbeitenden Runden – gegenüber plenaren Gruppensetting deutlich überlegen hinsichtlich der Vermeidung von Hierarchien. Die verschiedenen Ecken, an denen sich Menschen zusammenfinden konnten, erhielten Namen. Zudem wurde ein Mittelpunkt mit Kommunikationswänden geschaffen. „Open Space“ und ähnliche Konzepte von Treffen sollten hier stets im Mittelpunkt stehen.

Zudem mussten wir auf die veränderte Umweltschutzszenarie reagieren. Aus selbstverwalteten Kleinfirmen waren hierarchische Konzerne geworden. Entweder hatten sie sich selbst gewandelt und vergrößert, oder waren von anderen geschluckt worden. Das Konzept selbstverwalteter Betriebe zeigte sich wieder einmal anfällig gegenüber der Tendenz, im brutalen Markt selbst zu reiner Profitorientierung zu neigen. Das war nicht neu. Mir war immer unverständlich, wie allein die Tatsache, selbstverwaltet oder eine Genossenschaft zu sein, bereits vor den Gefahren des Kapitalismus schützen sollte. Notwendig wäre der Ausstieg aus marktwirtschaftlichen Logiken gewesen, aber das war nie Thema. Durch den Wandel versiegten die Quellen für Ökoprodukte. Unseren weiteren Ausbau mussten deshalb auf das Recycling von Baustoffen umstellen – wie wir es schon anfangs mit Türen und Fenster erfolgreich gemacht hatten. Jetzt zogen wir auch Dämmstoffe, Holz, Heizkörper, Rohre und vieles mehr aus Gebäuden, die zum Abriss bestimmte waren, oder aus den Abfallcontainern der Herstellerfirmen. Was damit gleichblieb: Wir brauchten kaum Geld und kamen auch deshalb nie in dieses gefährliche Fahrwasser der Jagd nach Spenden und Fördermittel, welches so viele Projekte und Menschen, darunter auch viele gute Freundis, mitgerissen hat.

Staunen über internationale Entwicklungen

Abgesehen vom Kampf gegen die Agrogentechnik, welcher tatsächlich viele Felder verhindern und die politische Debatte so in unsere Richtung verschieben konnte, dass schließlich ein Moratorium für Neuzulassungen kam, war die Zeit nicht besonders erfolgreich. Nach und nach verließen die bisherigen Aktiven die Projektwerkstatt in Saasen. Es zog sie nach Verden, wo zwar die politische Anpassung nervte, aber durch die vielen Menschen sehr viel attraktivere Kooperationen und Einrichtungen entstanden – gerade solche, die auch im Alltag wichtig waren, wie Gemeinschaftsräume für Kinder, gemeinsame Lebensmittelquellen usw. Andere verschwanden irgendwohin, wir verloren sie aus den Augen. 1998 war die Projektwerkstatt weitgehend leer. Auf Anfrage hin zog eine Lesbengruppe ins Vorderhaus, welches ich daher eine Zeit lang nicht betreten konnte. Nach einigen Monaten waren sie wieder verschwunden, hatten aber die schönen Wandgemälde alle schwarz übergemalt und ein mit Hundeflöhen verseuchtes Haus hinterlassen. Keine guten Zeiten, zumal inzwischen auch die meisten Kontakte zu anderen Umwelt- und Projektwerkstätten abgerissen waren.

Da kamen ermutigende Nachrichten aus fernen Ländern gerade recht. Schon seit einiger Zeit guckten viele nach Mexiko, wo am 1.1.1994 die Zapatistas einen bemerkenswerten Aufstand wagen. Da ging es nicht um den Austausch der Mächtigen und die (illusorische) Hoffnung, dass eine andere Führung alles besser machen würde – ein Irrtum, der ja in marxistischen und vielen anderen linken Kreisen quasi Standard ist, weshalb immer wieder linke Wahlsiege erkämpft und bejubelt werden, um dann



enttäuscht zuzugucken, dass die Versprechungen nicht eingehalten werden. In der mexikanischen Region Chiapas war es jetzt anders. Dort agierte zwar die



revolutionäre EZLN mit Waffen, aber sie verdrängte nur die staatlichen Einheiten. Danach übertrug sie den Gemeinschaften der Dörfer und Städte die Selbstbestimmung. Das war spannend, wirkte innovativ, auch wenn zu befürchten ist, dass schon viele solche Versuche in der Geschichte unternommen wurden, aber mangels etablierter Unterstützisz nie in die Geschichtsschreibung eingegangen sind. Diesmal war es anders, und das lag an der gewachsenen Bedeutung des Internets.

Der Aufstand der Zapatistas war die erste quasi live übertragene Revolte. Die Welt schaute zu, zudem reisten kurz danach aus vielen Teilen der Welt Menschen die Dörfer, um zu unterstützen, vor allem aber auch, um menschliche Schutzschilde zu bilden. Vereine wie Carea bildeten Interessierte dafür aus, mehrfach auch in unseren Räumen in Saasen.

Es begann die Zeit der Globalisierungskritik. Es sollte für einige Jahre das Megathema politischer Bewegung werden. Bis es in die imperialen Weststaaten schwappte, verging aber noch einige Zeit. Wie so oft hinkten die Bewegungen dort hinterher, auch wenn sie in der Geschichtsschreibung dann ihre Leistungen immer in den Vordergrund schieben. Das erste, was wir mitbekamen, waren Protesttage in London. Für mich war es das erste Mal, dass ich von den weltweit ausgerufenen Global Action Days mitbekam. Das Datum wurde passend zu großen Weltwirtschaftstreffen festgelegt. In diesem Fall fand das in Deutschland statt, genauer der G7-Gipfel in Köln im Jahr 1999. Das deutsche Protestkonzept war noch alter Standard: Miese Spaltungs- und Machtkämpfe im Vorfeld, ständige Ausgrenzungen und dann nur langweilige Latschdemos weitab vom eigentlichen Geschehen. Ich war mit einem Kampfgenossen nach Köln gefahren und wir hatten uns, frustriert von der deutschen Politzenerie einfach eine kleine Sache selbst ausgedacht. Wir wollten möglichst viele Bankautomaten unschädlich machen und dann mit einem Targetzeichen versehen, welches für eine Natoattacke auf diesen Ort warb, da dieser an Verbrechen gegen die Menschlichkeit beteiligt sei. Das dockte an den politischen Diskurs zum Angriffskrieg gegen Jugoslawien an, da dort mit solchen Begriffen Propaganda gemacht wurde. Wir kamen ungestört durch den Tag: Eine Person machte sich am Automaten zu schaffen, die andere entblätterte dahinter einen Stadtplan, um einen Sichtschutz zu schaffen. Da wir gerade keinen Kölner Plan hatten, nahmen wir einen von Mannheim, was aber ja niemand interessiert. Selbst als sich einmal einer der vielen Polizisten hinter uns anstellte, machte das nichts. Wir gingen mit den Worten „Mist, das Ding ist kaputt“ ungestört weg. Während unserer Aktionen waren wir aber bei Nachrichtenkanälen der Protestierenden eingeloggt. So bekamen wir mit, wie sich einmal Einzelpersonen bei denen meldeten, die den Protest dominierten: „Kommt alle zur Domplatte“, was in der Nähe des Tagungsortes der Regierungschefs gewesen wäre. „Das geht nicht, da kommt niemand hin“, war die Antwort. „Wir sind schon da“, die Entgegnung. So geht deutscher Protest: Linke, die bellen, beißen nicht. Einmal standen wir an einer großen Straße, an der entlang mit jeweils einigen Meter Abstand Uniformierte standen, die alle aufforderten, die Straße nicht zu überqueren. Einmal kam seitlich ein älterer Mensch herangeradelt, der das nicht verstand oder nicht hören wollte. Er wurde unsanft vom Fahrrad geholt. Kurz danach kam eine Autokolonne vorbei. In einem Fahrzeug saß der US-Präsident Clinton. Die Lücken zwischen den Cops waren groß genug. Wir hätten ohne Problem zum Auto gelangen können. Wir ließen es. Vermutlich hätte es keine Aufmerksamkeit gebracht, wir hatten kein Banner oder so dabei – und überlebt hätten wir es vielleicht auch nicht. Die Szene zeigte aber ebenso wie die Domplattenstory, wie peinlich Protest in Deutschland meist aussieht – einfach harmlos, hierarchisch, die eigenen Leute werden mit Storys darüber, was alles nicht geht, gefügig gemacht und zu den sinnlosen Großdemos geleitet, auf denen die Führungsfiguren dann große Reden schwingen, die nicht Widerstand sind, sondern Werbung für die eigenen Organisationen oder Ideologie. Oder beides.

Während also in Köln organisierte Langeweile herrschte, steppte in London der Bär. Wir haben die Abläufe da ziemlich genau angeguckt. Und als dann ein Jahr später in Seattle das WTO-Treffen tatsächlich gecrasht wurde (Foto), waren wir uns sicher: Das wollen wir auch. Statt zentraler Strukturen wurden die Proteste in



London und Seattle von vielen, viele Kleingruppen getragen, die jeweils an ihren Orten ihre Art von Aktion verwirklichten – ohne zentrale Steuerung, ohne ständige Debatten um gleichgeschaltete Ideologien und vermeintliche Konsense. Zur Vorbereitung veröffentlichten wir unsere Analyse der Proteste von Köln und London als Broschüre unter dem Titel „Vom Gipfel kann es nur noch aufwärts gehen“. Jetzt stieg auch der Hass linker Führungskreise auf uns. Wie damals in dem ewiggestrigen Umweltverbänden.

Das wollen wir auch: Die Expo 2000 in Hannover im Visier

Die nächste Gelegenheit, auch in Deutschland einen solchen Protest zu entfachen, war nicht schwer zu finden, denn erstmals sollte in Deutschland die Weltausstellung Expo stattfinden. Das sind Selbstinszenierungen des imperialen Kapitalismus, der sich als überlegene, schöne neue Welt

präsentiert. Wir waren bereits in den Vorbereitungsprozessen für Aktionen beteiligt. Hauptstandort sollte das Messegelände plus großer Neubaugebiete in Hannover sein. Darüber hinaus waren sogenannte Expo-Projekte über die ganze Welt verteilt, vor allem aber in Deutschland. Der Leipziger Hauptbahnhof gehörte dazu, aber auch einige Öko-Projekte, die sich für die Show hatten einfangen lassen. Ohnehin waren die Umweltverbände mal wieder peinlich dicht an der verstörenden Zukunftsmesse dran. Sie hatten sogar einen Vertreter im wichtigsten Zentralgremium, nämlich den Chef der Deutschen Umwelthilfe, Jürgen Resch. Das war nicht untypisch, waren DUH und die Schwesterorganisation Stiftung Europäisches Naturerbe doch bereits seit Jahren als eine Art Spendenwaschanlage der Umweltverbände genutzt worden. Sie nahmen Geld von dreckigsten Konzernen an, was sich BUND, Nabu & Co. zu dem Zeitpunkt noch nicht selbst trauten.

Für uns war die Expo ein geeigneter Gegner, denn mit Umweltschutz hatte die wenig am Hut – die wenigen Ökoprojekte und die nach Korruption riechende Präsenz der Umweltfunktionäris war nichts als Greenwashing. Im sogenannten Themenpark sollte die Expo die Welt von morgen erlebbar machen: Neue Atomkraftwerke, viel Gentechnik und ein Computer, mit dem mensch sich Nachwuchs a la Card zurechtmixen konnten. Welche Augenfarbe soll ihr Baby haben? Welche Haarfarbe? Eher sportlich? Solche oder ähnliche Fragen waren zu beantworten – ein Vorgeschmack auf eine High-Tech-Welt. Auch für die ärmeren Länder sollte etwas abfallen. So wurden Hütten präsentiert, die sich aus Abfällen der Industrienationen bauen ließen. Großes Kino imperialen Denkens. Aber wir sahen genau darin unsere Chance: Wenn schon die Mächtigen die Debatte über die Zukunft eröffnen, dann wollen wir doch die Gelegenheit nutzen und ganz andere Versionen ins Spiel bringen ...

Der Expo-Widerstand wurde für uns zum Experimentierfeld für neue Aktionskonzepte – angestachelt durch die Nachrichten aus London und Seattle. Auf welche Art lässt sich Aufmerksamkeit erzeugen? Wie organisiert sich echte Störung? Und wie lassen sich niveauvolle Inhalte transportieren, die mehr sind als „Nazis raus“ oder „Atomkraft – nein danke“? Unser loses Netzwerk „Umweltschutz von unten“ wurde zum treibenden Faktor in diese Richtung – zusammen mit einigen internationalistischen Gruppen. Allerdings gab es auch die Gegenpositionen, vor allem von den Gruppen, die schon den G7-Gipfel in Köln dominiert und zu einer hierarchischen Aneinanderreihung wirkungsloser Latschdemos machten. Sie hatten ebenfalls ein Auge auf die Expo geworfen und

versuchten, ihre Vorstellung politischer Proteste durchzusetzen. Am Ende gab es einen Kompromiss und leider ein Desaster für alle, obwohl die Aktionen funktionierten ...

Feuer und Flamme für die Expo – und andere vorbereitende Aktionen

Die Expo 2000 sollte am Himmelfahrtstag, dem 1. Juni im Jahr 2000 eröffnet werden – mit großem Tamtam, Ehrengästen vom Bundeskanzler bis zu internationaler Prominenz. Die hatte sich allerdings schon im Vorfeld zerlegt. So sollten im neu errichteten Gelände nationale Pavillons stehen, was auch geschah. Allerdings zeigte Deutschland, dass es sich wieder als Führungsmacht in der Welt sah. Auf dem zentralen Platz standen drei Pavillons: Der deutsche, dann der die EU repräsentierende und der Christuspavillon. Das also sollte der Nabel der auf der Expo symbolisch aufgebauten Welt sein. Der Pavillon der USA lag ganz hinten. Eine Frechheit fanden die „Amis“ und sagten ihre Teilnahme ab.

Streit gab es auch innerhalb der Umweltbewegung über die Teilnahme einiger NGOs an der Expo sowie der Mitwirkung von Jürgen Resch in den Führungsgremien. Bewegt hat die Debatte wenig, aber Jürgen Resch, zudem ein neben ihm sitzender Expo-Funktionär, wurden aus Protest gegen das Greenwashing auf einem Jugendumweltkongress getortet (Foto).



Einen Vorab-Showdown lieferte das Science-Live Mobil. Das war ein rollendes Gentechnik-Labor, welches ab dem Frühjahr 2000 bundesweit für das Rumfummeln an Pflanzen-DNA werben sollte. Es ging nicht um Aufklärung oder Pro&Contra, sondern Schülis sollten in gemeinsam von der Bundesregierung und der chemischen Industrie organisierten LKW einfach mal selbst Leben schaffen und an den Genen rumbasteln. Eine der ersten Stationen war die Liebigschule in Gießen, aber die überlebte das teure Fahrzeug nicht. Es war die passende Antwort darauf, dass Kritik auf andere Art nicht erlaubt wurde. Denn am Abend des ersten der beiden Tage, an dem das Gefährt auf dem Schulhof stehen sollte, fand eine Podiumsdiskussion zum Thema in der Aula der Schule statt. Diskussion war aber nicht erwünscht. Schon schlimm: Auf dem Podium saßen ausschließlich Befürworter der Gentechnik. Noch schlimmer: Gentechnikgegner durften auch aus dem Publikum heraus keine kritischen Beiträge äußern. Das verhängte die Direktorin als Hausrechtsinhaberin.

Unsere Antwort war daher mehr als gerechtfertigt: Gezielt fackelten wir das Science-Live-Mobil ab. Der LKW-Auflieger mit dem Labor wurde vollständig zerstört. Darüber hinaus wurde nichts zerstört und niemand verletzt. Genau das ist mein Anspruch an Aktion: Sie muss passen, zielgenau und gut geplant sein. Kurz nach den ersten Flammen waren die ersten Polizeiwagen zu hören. Aber sie fanden nichts. Wir verbrachten die Nacht auf

Brandanschlag: Rollendes Gen-Labor zerstört

»Science-live-Mobil« ging vorletzte Nacht auf dem Liebigschulhof in Flammen auf – 1,5 Millionen Mark Schaden

Gießen (kw). Wo Hessens Wissenschaftsminister Dieter Posch am Mittwoch eine Tomate untersuchte, war gestern nur noch verkohlte High-Tech zu sehen: Das »Science-live-Mobil« brannte in der Nacht auf dem Hof der Liebigschule aus. Nach Angaben der Polizei entstand ein Sachschaden in Höhe von rund 1,5 Millionen

Mark. Höchstwahrscheinlich war ein Brandanschlag von Gentechnik-Gegnern Ursache. »Entsetzen«, »Bedauern« und »Erschütterung« äußerten Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn, Posch und die Liebigschulleiterin Dr. Heidrun Sarges. Auch die Umweltschutzorganisation Greenpeace verurteilte die Tat.

»Wir werden uns in keinen Fall von unserem Weg abbringen lassen«, sagte Eckhart Curtius, Sprecher des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, auf Anfrage der AZ. Die Versicherung werde wohl für den Schaden aufkommen, so bald wie möglich werde die Deutschland-Tour mit einem Ersatzfahrzeug fortgesetzt.

Den ersten Ermittlungen zufolge haben die Täter ein Fenster des ordnungsgemäß verschlossenen Sattelzugs aufgebrochen und dann im Inneren Feuer gelegt. Ob dabei Brandbeschleuniger verwendet wurde, könne man erst nach Labor-Tests der Experten aus Wiesbaden sagen, so Polizeisprecher Siegfried Steffens. Es werde in alle Richtungen ermittelt, dabei lege man besonderes Augenmerk auf militante Gentechnik-Gegner. Wer um 2 Uhr herum Verdächtiges an der Liebigschule wahrgenommen habe, solle sich bei der Polizei (Tel. 0641/7006-2555) melden. Zeugenaussagen würden vertraulich behandelt.

Gegen 2.30 Uhr hatte ein Zeuge entdeckt, dass das rollende Labor mit Anschauungsmaterial und Computern in Flammen stand. Die alarmierte Berufsfeuerwehr konnte das Ausbrennen nicht mehr verhindern. Verletzt wurde bei dem Feuer niemand. Nachdem die Polizei das Wrack in der Nacht bewacht hatte, nahmen Beamte des Landeskriminalamts am Vormittag die Ermittlungen auf; die Spurensicherung dauerte bis zum frühen Nachmittag. Fernsehteams filmten auf dem Schulhof, Journalisten aus ganz Deutschland hielten die Pressesprecher in Atem.



Bis in den Nachmittag waren die Beamten des Landeskriminalamts mit der Spurensicherung an dem Lkw-Wrack beschäftigt. (Foto: Schepp)

dem nahen Friedhof. Fliehen ist viel zu aufwändig. Das Bild, dass sich am Folgetag bot, war sehr schön. In der Zeitung erschien ein Artikel über das tolle Labor und den Besuch des hessischen Forschungsministers, als tatsächlich nur noch ein verkohlter Haufen auf dem Schulhof stand – abgesperrt und intensiv untersucht von lauter Kriminalbeamten in Weiß (Bericht Gießener Allgemeine am Folgetag). Drumherum die Schüls mit neugierigen Blicken. Mal eine andere Art von schulfrei.

Nicht nur Aktionen prägten die Vorphase. Ich war Teil der „Gruppe Gegenbilder“, die sich vornahm, ein komplettes Gegenbild zu den Zukünften der Expo als Buch zu veröffentlichen. Neben mir waren



zwei marxistisch orientierte Menschen dabei. Die Kooperation verlief sehr gut. Viele Marxistis sind, wenn sie nicht diesen dogmatischen Flügeln anhängen, theoriestark und daher angenehme Diskussionspartnis. Unser Buch entwarf die Theorie einer herrschaftsfreien Gesellschaft. Unter dem Titel „Freie Menschen in freien Vereinbarungen – Gegenbilder zur Expo 2000“ entstand so mehr als ein Debattenbeitrag zum Expo-Protest, sondern ein starker Input zu den Debatten im Marxismus und Anarchismus (nach der Expo im Untertitel umbenannt, siehe Titel). Neben dem Buch wurde der Text auf OpenTheory Absatz für Absatz zur Diskussion gestellt. Ohnehin: Der Expo-Widerstand trug entscheidend dazu bei, Elemente des Web 2.0 in die Bewegung zu tragen. Nicht nur unser Buch auf OpenTheory war die sich im Internet ausbreitende Zweirichtungsprogrammierung, sondern auch während der Expo-Aktionen erstmals eine interaktive Karte, wo alle Menschen ihre Aktionen selbst eintragen konnten – heute ganz normal,

damals aber sehr innovativ. Für diesen Beitrag konnte ich die Informatik-Punks aus Chaostagezeiten gewinnen, was aber leider einige (typisch überflüssige) Konflikte in den hannoverschen Kreisen heraufbeschwor, hatte es offenbar in der Vergangenheit da stadtinterne Auseinandersetzungen gegeben. Von denen ich allerdings nichts wusste.

In Mittelhessen war eine Aktionsgruppe entstanden, die in dieser Zeit häufiger zusammen aktiv war. Die Menschen kamen aus Gießen, Marburg und der Umgebung. Eine Person aus dieser Runde wurde nach dem Anschlag auf das Science-Live Mobil zur Bundesanwaltschaft nach Karlsruhe zitiert. Wie ich später erfuhr, vermuteten die mich als Täter und überwachten mich eine Zeit lang. Aus ihren Ermittlungen kam aber nichts raus. Dabei lagen sie gar nicht so falsch, aber die Erkenntnis hilft ihnen jetzt auch nicht mehr.

Die mittelhessische Aktionsgruppe hatte allerdings mit der Science-Live-Geschichte nichts zu tun. Wir



machten aber andere Aktionen, beteiligten uns unter anderem an Anti-Atom-Aktionen. Und natürlich bereiteten wir uns, wie viele Menschen und Gruppen aus vielen Städten, auch auf den großen Eröffnungstag vor ...

In anderen Städten fanden auch Aktionen statt – vor der Expo und vor allem zu den Expo-Projekten, die überall verteilt lagen.



Besonders spektakulär verlief der Protest in Braunschweig. Dort sollten Bäume im Bürgerpark gefällt werden, um Platz für eine riesige Veranstaltungshalle, die heutige „VW-Halle“ zu

schaffen. Aktivistis besetzten die Bäume (Foto). Als dann die Baufahrzeuge anrückten, setzten sich einige Menschen vor eines der Fahrzeuge. Dieses hielt an. Dann sprangen drei Personen mit Arm-Lockons heran, legten sich um einen der Vorderreifen (Foto) und verbanden sich mit Schlössern in den Lockon-Rohren. Das war ein bemerkenswertes Bild und eine Aktionsform, die leider nur selten wiederholt wurde.

Die Braunschweigis war eine tolle, kreative Gruppe, und ich war öfter vor Ort. Ein Besuch brachte allerdings einen unangenehmen Kontakt, der mich in den Folgejahren verfolgen und nerven sollte. Ich war nichtsahnend zu dem kleinen Weltladen und Büro der Gruppe im Madamenweg gegangen, hatte dort meinen Rucksack abgestellt und war dann mit den Aktivistis in den Bürgerpark gegangen. Als wir wieder in den Räumen ankamen, war das Schloss der Tür aufgebrochen. Mein Rucksack war durchwühlt worden, einige Sachen verschwunden einschließlich der Laptoptasche. Nur der Laptop stand noch auf dem Schreibtisch herum. Den hatte ich nämlich schon ausgepackt, daher hatte er überlebt. Denn sonst fehlte in den Räumen nichts, auch nicht die Kasse aus dem Weltladen. Nur das, was eindeutig mir zuordnebar war, verschwand. Der Laptop stand aber schon auf dem Schreibtisch der Gruppe. Offenbar wurde ich beobachtet, was ich bei mir hatte – und das wurde dann im Laden durchwühlt oder mitgenommen. Leider erst nach dem Ereignis erzählten mir Aktivistis, dass sie von Unbekannten angesprochen wurden, ob sie eine Person kennen würde, deren Foto sie ihnen hinhielten. Auf dem Foto war ich. Der Verfassungsschutz war mir auf der Spur.

Der Plan: Latschdemo und Blockadetag

Zurück zu den Vorbereitungen für Hannover. Die Konflikte um die richtige Aktionsform konnten beigelegt werden. Es sollte beides geben: Die Großdemo am Samstag vor der Eröffnung und eher durch Innenstadt von Hannover (Foto), und dann er kreative Aktionstag zur Eröffnung. Mit ersterer habe ich mich wenig beschäftigt, habe aber daran

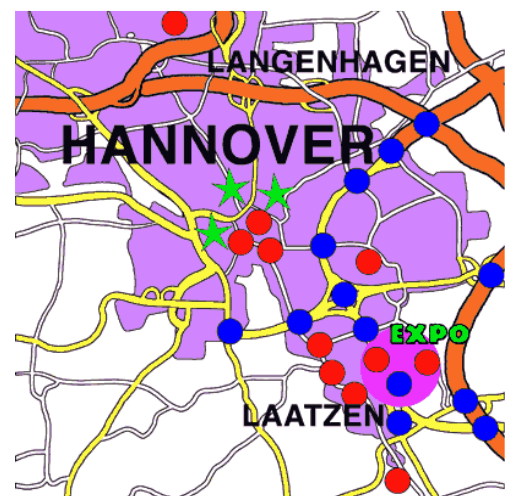
teilgenommen und vermeintlich meine erste Begegnung mit dem Verfassungsschutz gehabt. Denn ich wurde von einer der vielen Personen am Straßenrand angesprochen, wer wir denn so seien. Ich kannte die Person nicht, aber Ortsansässige erklärten mir später, dass es der Chef des Landesverfassungsschutzes gewesen sei. Naja – irgendwann kommt mensch halt mit den Leuten in Trouble. Was ich nicht ahnte, war aber, dass ich zu dem Zeit schon länger ganz intensiv mit einer



Verfassungsschützerin kooperierte – so wie alle anderen auch. Denn die staatlichen Spitzel hatten eine Person unter dem Decknamen Kirsti Weiß in den Widerstand eingeschleust. Und zwar so richtig: Die wohnte mit anderen Aktivistis in einer hannoverschen WG zusammen, war die Öffentlichkeitsreferentin im AStA der Uni und hatte, soweit ich das mitbekam, sogar ein intimes Verhältnis mit einem Aktiven aus dem Bielefelder autonomen Zentrum. Ich war mit ihr (und anderen) in der Redaktionsgruppe der Expo-Zeitung, die wir in der Woche rund um den Eröffnungstag alle 1-2 Tage in der Stadt in hoher Auflage verteilen wollten. Da die hannoverschen Druckereien zunächst keine Aufträge von uns entgegennahmen, wurde die erste Ausgabe in Gießen gedruckt und mit einem gemieteten Transport von uns nach Hannover gekarrt. Auf dem Beifahrersitz: ich. Am Steuer: Kirsti Weiß. Die war echt nett, produktiv und zuverlässig. Seitdem lästere ich immer, wenn eine Politgruppe ungewöhnlich gut organisiert ist: „Ist bestimmt ein Verfassungsschützi dabei“.

Vor und während der gesamten Aktionswoche bezogen wir Räume auf dem Gelände des Kulturzentrums Faust. Direkt daneben entstanden auf einer Grünfläche Zelte und Übernachtungsbereiche. Ein Raum war unsere Redaktion. Dort machten wir nicht nur die Zeitung, sondern fütterten auch die Online-Karte mit Informationen. Einige Tage vor Himmelfahrt wurde das Gelände von der Polizei eingekesselt und alles durchsucht. Da wird unser Equipment eher nicht verlieren wollten und da auch vieles gespeichert war, was die Staatsschnüfflis nichts anging, verstecken wir die Computer, schlossen die Tür von innen zu und legten uns in Schlafsäcke. Unsere Legende sollte sein, dass wir die Nachtwache waren und jetzt ausschlafen mussten. Deshalb hätten wir uns auch einschlossen, um nicht gestört zu werden. Tatsächlich wurde auch mehrfach an der Tür gerüttelt, aber immer wieder gingen die Cops weg, als keine Reaktion erfolgte. Langsam wurden wir mutiger, kletterten aus unseren Schlafsäcken, schalteten die Computer wieder an und schickten bis zum Ende der Polizeirazzia mitten aus dem Polizeikessel ständige Infos nach draußen, was gerade geschah. Ob die Polizei das bemerkte und nach uns suchte, aber nicht fand, wissen wir nicht. Es war aber ein gutes Gefühl, so kackendreist einfach weitergemacht zu haben. Irgendwann war die Polizei weg und wir konnten erstaunt lesen, was die alles gefunden haben wollten. Für die Presse bauten sie einen Tisch voller Computer und Materialien für den Bau von Brandsätzen auf. Die Küchencrew wusste, dass es ihre Salat- und Essigflaschen, Zuckerdosen usw. waren. So geht Propaganda – und die Medien fressen es.

Das Konzept für den Eröffnungstag war einfach: Auf einem Stadtplan wurden die Punkte aufgeteilt, die dafür wichtig waren, dass kein Mensch am 1. Juni zum Expo-Gelände kommen konnte. Die zuführenden Straßen und Kreuzungen blockieren, die Tramlinie lahmlegen, die Eingangshallen unbrauchbar machen usw. Jede Gruppe, oft nach Städten sortiert, um sich intensiv vorbereiten zu können, übernahm einen Ort. Unsere Aufgabe war der Messeschnellweg, also die zum Expo-Gelände zuführende Autobahn.



Und so lief es ... Aktionswoche in Hannover

Der Eröffnungstag begann früh für uns alle: Raus aus Schlafsäcken, Zelten, Wohnungen – und hin zu

den Stellen, an denen jemensch aktiv werden wollten. Wir machten uns auf zum Messeschnellweg, kletterten wie geplant auf eine Schilderbrücke und seilten sich ab (Foto einer späten Phase, nur noch mit Polizei auf der Brücke). Ich war mit oben auf der Metallkonstruktion. Im Aufstieg sollte sich eigentlich eine Person festketten, so dass die Polizei nicht so schnell zu uns hoch käme, doch die hatte sich doch lieber hingesetzt oben auf dem Träger, dass ein Vorbeikommen kein Problem war.

Zunächst aber erschien die Polizei unten und rief zu uns hoch, wir sollten sofort da weg, weil das gefährlich werden könnte,

wenn Autos kommen. „Es kommen aber keine Autos“, antwortete ich. „Warum?“ schallte es zurück. „Weil Sie die Autobahn jetzt sperren werden.“ So geschah es. Knapp zwei Stunden war der Autobahnzubringer



zum Messegelände gesperrt. Wer zur Expo-Eröffnung wollte, musste sich wohl etwas anderes ausdenken. Dann hatte die Polizei unserer beiden Kletterer mit Hubwagen heruntergeholt (Foto). Bis dahin hatten wir viel Spaß. Meine Aufgabe war, neben der Unterstützung der Kletterer, die Menschen auf dem nahegelegenen Expo-Gelände aufmerksam zu machen. Dafür hatte ich eine Druckluftlupe dabei, denn der Messeschnellweg durchschnitt das Gelände. Wir waren von beiden Seiten zu sehen, vor allem aber von der nahen Fußgängerbrücke, die die beiden Expo-Teile verband – das alte Messegelände und die neu gebauten Bereiche. Allerdings fiel schon während der Aktion auf, dass kaum Leute zu sehen waren. Auch auf der Autobahn war nichts los, auch vor Eintreffen der Polizei schon nicht. Was ging da ab?

Das erfuhren wir zunächst nicht. Denn wir kamen erstmal in Polizeigewahrsam und waren die ersten Gäste einer neuen Unterbringungsform, die danach noch einige Male eingesetzt wurde und für reichlich Gesprächsstoff sorgte: Käfige, die in großen Hallen oder im Freien aufgestellt wurden und jeweils Stehplätze für 20 bis 30 Menschen boten. Da waren wir drin und Augenzeugis, wie sich nach und nach alle Käfige füllten mit den Menschen der anderen Aktionen. Schnell wurde erzählt, was wo lief – und tatsächlich meist klappte. Auf einer Straßenbahnlinie Richtung Expo simulierten Menschen einen Umzug, schoben ein großes Sofa in den Innenraum, welches leider aber nicht ganz reinpasste. Die Tür schloss nicht. Dann wollten sie es wieder herausholen, was aber nicht klappte. Das Sofa verkeilte sich, Straßenbahnfahren zur Expo-Eröffnung hatte sich erledigt. Sitz- und Ankettblockaden auf Kreuzungen ließen den Autoverkehr stocken, vor allem aber waren die Eingangshallen nicht mehr nutzbar, weil sich der Gestank von Buttersäure in ihnen ausbreitete. Von den Aktionskonzepten her ging die Strategie also auf. Doch dummerweise geschah etwas, was wir nicht eingerechnet hatten: Es wollte kaum jemensch zur Eröffnung hingehen. An diesem besonderen Tag galt ein doppelter Ticketpreis, aber ohnehin zeigten die ersten Wochen, dass die Expo niemensch interessierten. Es gab katastrophal niedrige Besuchszahlen, was die Expo nach einiger Zeit zu einem grundlegenden Kurswechsel brachte: Die thematischen Ausstellungen gerieten in den Hintergrund, stattdessen wurden Programmpunkte und Attraktionen hinzugefügt, die die Show eher zu einem überdimensionierten Rummelplatz machten. Es gab ein billigeres Abendticket, so dass die Besuchszahlen wieder stiegen. Nur war der Themenpark, dieser von uns ja als Reibungsfläche gewählte Zukunftsentwurf, nicht mehr wichtig. Die Folge: Auch unsere Gegenkampagne interessierte nirgendwo mehr. Wir hatten den Eröffnungstag der Expo erfolgreich weitgehend blockiert, aber es kam niemensch zu den Blockaden. Die Expo war ein Flog, und leider riss das auch unsere Aktionen herunter. Im Nachhinein wirkten sie wie ein Fehlschlag, was die autoritären Strömungen der linken Bewegungen nutzen, um die Schuld dem Aktionskonzept zuzuschieben und für die Zukunft wieder hierarchische Strukturen und Einheits-Latschdemos forderten. Die große Chance, Protest in Deutschland mal richtig aufzumischen, war dahin.

Es folgten noch ein paar schwache Aktionen, aber die große Nummer war durch. Dennoch löste die ganze Geschichte in unseren Zusammenhängen eine neue Ära aus: Direct Action, Kreativ-Widerstand – das ganze Spektrum von kreativer Umgestaltung, Alltags-Widerstand, Kommunikationsguerilla, Aktionskunst und filigraner Sabotage wollte erkundet, weiterentwickelt, geübt und angewendet werden.

Wenn der Verfassungsschutz anklopft: Abweisen oder mal angreifen?

Eine der krudesten Geschichten meiner politischen Laufbahn muss ich zum Abschluss der Episoden rund um die Expo noch erzählen. Dabei ist nicht sicher, ob die Expo der Anlass war oder es zeitlich zufällig passte. Dafür spricht klar, dass der Verfassungsschutz mir ja mehrfach nachspionierte und mit Kirsti Weiß ja auch tatsächlich eine getarnte Person in den Expo-Widerstand einschleuste. Andererseits wirkt es komisch, mich offen anzusprechen, wenn sie es gleichzeitig auch verdeckt versuchen. Aber von Anfang an ... und da ich damals einen Bericht zu dem Vorgang verfasste, brauche ich das jetzt nicht noch einmal zu verfassen. Daher beginne ich einfach mal mit einem

Originalauszug¹ (tippfehlerbereinigt). Dummerweise enthält das gesamte Protokoll an keiner Stelle eine Jahreszahl. Ich kann heute gar nicht mehr sagen, ob es 1999 oder im Frühjahr 2000 war.

„Morgens um kurz nach 10 Uhr (ich war schon wach, jaja) fuhr ein metallic-grauer Benz 230E mit dem Kennzeichen K-AE 223 auf das Grundstück. Da ich gerade am geöffneten Fenster im Erdgeschoss stand, sahen mich die zwei dem Wagen entsteigenden Männer sofort. "Sie sind Herr ...?", was ich bejahte. "Wir würden gern mit ihnen reden". Dann ließen sie sich länger darüber aus, dass das Haus hier ja wohl Geld gebrauchen könne und machten mir dann ein Angebot für einen lukrativen Job. Geredet hat nur der Ältere der Herren, der als Namen Gilden und als Telefonnummer 0172/2430341 angab. Er stellte den anderen als seinen Beschützer vor - "können Sie sicher verstehen bei unserem Job". Er würde mich gerne einstellen, weil ich ja Schriftsteller sei und er jemanden brauche, der seine Texte redigieren (sprich: durchsehen und korrigieren) würde. Und über das nötige Wissen zu seinen Themen würde ich ja wohl auch verfügen. Naja ... usw. Sollte es noch Menschen geben, die das alles gerade nicht kapieren, noch den Eintrag auf seinem Dienstaussweis, denn er in sicherer Entfernung vor mir hinhielt: Bundesamt für Verfassungsschutz. Leider hat er nicht besonders viel erzählt, warum sie jetzt zu mir/uns kamen oder was speziell ein Auftrag sein würde, meist versuchte er vergeblich, mir klar zu machen, dass Geld uns weiterbringen würde und (als er sah, dass irgendwie Geld wohl nicht so der Hit war), dass auch ich sicher mal älter werden würde, darüber dann anders dächte und Geld dann doch nützlich sei. Ach ja, und: "Sie könnten ihre Arbeitszeit selbst gestalten ... über das Geld, da brauchen wir wohl nicht zu reden, da werden wir uns schon einig". Schließlich gab er mir seine Telefonnummer und die beiden verschwanden wieder (ob noch andere im Auto saßen, weiß ich nicht ... wäre ja sonst auch gefährlich gewesen - so ein Reifenwechsel auf unserem Hof von einem Verfassungsschutz-Benz wäre sicher auch keine schlechte Unterhaltung gewesen ...). Also - lieber an Besuch von Schlapphüten als überhaupt keinen Spaß ;-)"

Das schickte ich per Mail über verschiedene Verteiler und Kanäle und dachte, damit sei der Fall erledigt. Doch weit gefehlt: VS-Mann Gilden rief einige Zeit später nochmal an, offenbar weil er meine Veröffentlichung mitbekommen hatte. Allerdings sprach er mich nicht direkt darauf an und eigentlich hätte mir jetzt auch alles egal sein können, aber diese Typ hatte dann doch noch einen Trick auf Lager – und zwar einen richtig miesen: Er erwähnte den Namen einer Person aus unserem Umfeld, der auch in den Direct-Action-Zusammenhängen aktiv war. Der hätte ihn kontaktiert und sich ihm als Informant angeboten. Er bat mich, dieser Person zu sagen, dass er kein Interesse hätte. Ich sagte ihm, er solle das selbst machen, ich würde die nicht kennen. Das Telefon war zu Ende, aber die Sache nun leider nicht. Ich habe mit etlichen Menschen und Gruppen aus der Region über den Anwerbeversuch geredet. Das eigentliche Problem war die Namensnennung der anderen Person. Wie damit umzugehen? Machte der VS einen Spaltungsversuch oder ist die Person doch mit dem VS in Verbindung? Eine Antwort darauf war nicht zu finden – wie auch?

Wir waren nicht völlig durcheinander, kümmerten uns weiter um bevorstehende Aktionen, aber alle merkten: Wir müssen das klären, irgendwie. Sonst bleibt es ewig im Raum, schürt Misstrauen. Also diskutierten wir Ideen, wie mit beiden Fällen umzugehen ist. Schließlich entschieden wir uns für ein doppeltes Vorgehen. Ich sollte die VS-Leute irgendwie hinhalten, und in der Zwischenzeit wollten wir die andere Person von einem neutralen Telefon anrufen und so tun, als wären wir der VS. Wäre an der Geschichte nichts dran, müsste die Person abwehrend reagieren und andere über den Anruf informieren. Käme es so, wollten wir den Fall abhaken – was auch bestens klappte und genauso lief, wie wir es uns wünschten. Doch dummerweise dauerte es ziemlich lange, bis wir ein solche Telefon organisieren konnten. Mensch bedenke: Das war 1999, da lagen noch nicht bei allen möglichen Leuten voll funktionsfähige Handys herum, weil mensch der neuesten Werbemasche unterlag und sich wieder ein neues Smartphone gekauft hat, vielleicht das vierte, fünfte oder sechste. Also musste ich mir was ausdenken, um den VS hinzuhalten. Nach einigen nur mäßig sinnvollen Zwischenschritten, die ich alle sorgsam in meinem, später dann veröffentlichten Bericht notierte, fielen mir die

¹ Auszug aus <https://projektwerkstatt.de/index.php?p=12003>

geklauten Laptops wieder an – und das schuf die rettende Verzögerungsidee. Ich verlangte vor weiteren Gespräche die Rückgabe der Geräte. Gilden wehrte ab und behauptete, das könne nicht sein, dass der VS das war. So endete ein Gespräch.

Doch einige Tage später meldete er sich wieder. Das Gespräch war kurz: Er hätte keine Zeit für ein Treffen – was mich ja freute. Und dann erwähnte er noch, die Sache mit dem Laptop "sieht nicht schlecht aus". Sehr gut, dachte ich. Er hatte angebissen und hoffte nun, dass die Rückgabe mich vielleicht gesprächsbereit macht.

Die Tage vergingen und wir redeten immer mal wieder über die Abläufe. Je länger wir nachdachten, desto mehr kam es uns zu wenig vor, die Frechheiten dieser widerlichen Typen nur abzuwehren. Wir beschäftigten uns jetzt einige Zeit mit Ideen kreativer Aktionen, mit Subversion und verstecktem Vorgehen. Machen es politische Bewegungen dem VS nicht viel zu leicht, wenn sie immer ganz schematisch reagieren? Tür zu und Gespräch ablehnen – oder eben kooperieren. Da können die ziemlich effizient viele Leute durchchecken. Wenn sie ab und zu auch mal in Fallen tappen, müssten sie sich viel mehr anstrengen und könnten nicht so schnell an Leute rankommen. Aber wie kann mensch den Verfassungsschutz mal so richtig demütigen?

Als eine Woche wieder der VS-Gilden anrief, schlug er ein Treffen vor – in einer Pizzeria. Das brachte uns auf die Idee, dass ich mich auf so etwas einlassen könnte und andere dann den Wagen zerstörten. Das könnte spektakulär enden, wenn Polizei und Medien dann VSlern und mir gegenüber stehen. Ich hätte ein perfektes Alibi – ich war ja Pizzeessen mit den Typen, zwar nur wenige Meter davon entfernt, aber eben doch unter ständiger Beobachtung. Vielleicht gibt es noch kreativere Ideen, aber diese verfolgten wir erstmal – immer noch in der Zeitspanne, wo die andere Sache mit der Überprüfung des vom VS gezielt gestreuten Spitzenverdachts vorbereitet wurde. Um nicht in Verlegenheit zu kommen, bei dem ersten Treffen, welches wir zum Kennenlernen der Abläufe brauchten, irgendwelche Sachen erzählen zu müssen, dachte ich mir weitere Gegenfragen aus, die ich scheinbar als Vorbedingung geklärt haben. Mal wieder ein Abschnitt aus dem Bericht:

„Um 13.15. Uhr klingelt das Telefon. Gilden schlägt als Treffpunkt den Bahnhof in Saasen vor. Da ich grad zu tun habe, vertröste ich ihn um eine halbe Stunde und mache mich dann auf zum Bahnhof. Auf dem Weg dahin und am Bahnhof erkenne ich nix weiter Verdächtiges. Der mir bekannte Mercedes (siehe oben) mit gleichem Kennzeichen und gleichem Fahrer (Gilden sitzt auf der Rückbank, der Beifahrersitz ist frei – warum auch immer in diesem Moment, beim letzten Mal kamen sie zu dritt) fährt vor. Gilden steigt aus und auf den Beifahrersitz wieder ein. Ich sitze hinten. "Nun, wo waren denn die zersägten Schienen genau?" fragt er. Meine Antwort: "Wie Sie in der Zeitung lesen konnten, zwischen Lüneburg und Dannenberg." Seine zweite Bemerkung: "Das waren aber Profis". Meine Antwort: "Wie sie in der Zeitung lesen konnten, haben die nicht Sägen, sondern Spezialwerkzeuge benutzt". "OK, war ein Scherz", meinte Gilden. Der Weg führte in die Pizzeria am Ortsausgang von Reiskirchen. Daneben ist eine Autobahnabfahrt. Entsprechend das Publikum: Lauter Einzelgäste mit Wichtig-Utensilien (Handy, Laptop usw.). Schwer zu erkennen, ob noch mehr VSler da waren. Auch der Fahrer taucht kurz nach uns dort auf, hat offenbar den Wagen abgestellt (unbewacht?). Er sitzt aber an einem anderen Tisch. Gilden führt ein völlig belangloses Gespräch. Offenbar will er noch nichts Konkretes, sondern mich abchecken. Er spricht das Verhältnis zu den Nachbarn und die Sexismusdebatte an. Ich bemühe mich, aussagelos zu antworten (verweise ihn auf Internetseiten u.ä.). Beim Stichwort Sexismusdebatte denke ich mir, daß ihnen die sicher in den Kram paßt ... vielleicht hoffen sie darauf, daß ich aus Wut über linke Zusammenhänge mit dem VS kooperiere. Vielleicht mischen sie ja sogar irgendwo mit. Naja. Eine politische Debatte über den Sinn und Unsinn des VS schließt sich an. Ich bin da redseliger, indem ich selbst Fragen stelle. Gildens Antworten (Wahrheitsgehalt könnte knapp unter Null liegen): VS hat 1500 Leute in Köln, dann gibt es noch die ganzen Landesämter für VS, das Bundes- und das Landeskriminalamt. Es ist normal, daß da die Daten abgefragt und hin- und hergereicht werden. IdealistInnen gibt es wohl nicht beim VS. Die Leute agieren mit ihren richtigen Namen (jaja, ist schon gut ...), ich könne auch gerne seinen

Personalausweis sehen (was ich ablehne und ihn frage, ob er wirklich meine, die Glaubwürdigkeit würde dadurch steigern). Und immer zwischendurch kommen noch ein paar Einschleimer der Marke "Sie sind ein interessanter Mensch" & Co. Weitere Themen bzw. Ankontakt-Themen: Die 68er und Joschka Fischer, die Frage nach der Legalität des VS (Gilden behauptete, der VS würde nur legale Dinge machen) und die Frage nach Observierungen und deren Umfang (Gilden behauptete, die "Linken" würden mit ihrer Angst vor Observierung übertreiben, so viele Leute hätte der VS gar nicht, um alle zu überprüfen). Das wichtigste Gesprächsthema aber ist der Laptop. Gilden behauptet, Landes-VS, BKA und LKA durchgefragt zu haben. Niemand wüßte etwas, also sei es wohl ein normaler Diebstahl gewesen. Als er merkt, daß mich das nicht überzeugt, sagt er irgendwann: "Ist es Ihnen eigentlich wichtig, Ihren Laptop oder überhaupt einen zu bekommen?" Auf all das bekommt er keine besonderen Antworten. Schön noch der Satz "3000 DM sind für den Bundeshaushalt sicher nicht sonderlich viel". Etwas überraschend ist für mich (ich mache das ja nicht täglich ...), daß das Gespräch danach zuende ist. "Jetzt ist erstmal Fasching, ich melde mich danach wieder", sagt Gilden und kündigt dann an: "Das mit dem Laptop bringen wird erstmal über die Bühne, ich will nicht, daß es so aussieht, als wäre daran irgendeine Bedingung geknüpft". Als wir aus der Pizzeria kommen, rollt der metallicgraue Benz schon wieder vor. Ausstieg wieder am Bahnhof in ..."

Die ganze Geschichte wiederholte sich noch einmal – und auch dafür hatte ich wieder zwei Fragen im Koffer:

„In der Raste beginnt das übliche Gespräch: Viele Wort, wenig Aussagen. Gilden beginnt gleich mit der Bemerkung, daß er sich alles nochmal überlegt hätte und doch keine enge Zusammenarbeit will. Aber er würde mir gerne helfen (meint damit finanziell, Laptop usw.) und fragt mich, ob ich mir einen kleinen gemeinsamen Nenner vorstellen könnte. Ich stelle eine Gegenfrage: Es sei ja klar, warum ich machen würde, was ich tue. Aber warum tue er das? Die Antwort ist lang und besteht aus vielen Abschnitten. Zunächst berichtet Gilden von seiner konservativen Erziehung. Er sei Politologe und da gäbe es nicht viele Berufschancen (immer mit Fragen wie "Was hätten Sie gemacht, wenn ...?" gespickt). Dann versucht er lang, seine linke Gesinnung darzustellen, redet vom korrupten Staat, von Abzockern, krimineller Energie bei Politikern usw. Irgendwann stelle ich eine weitere Frage: Ich hätte viel zu verlieren, mein gesamtes Umfeld, wenn klar würde, daß ich mit dem VS zusammenarbeite. Gilden wehrt ab mit dem Hinweis, daß VS-Leute nie auffliegen. Ich widerspreche, Gilden fordert Beispiele. Wir reden über Schlickerrieder und Steinmetz. Schlickerrieder sei kein Spitzel gewesen. Mit Steinmetz sei vereinbart gewesen, daß er auffliegt. Und auch all die ganzen Anquatschversuche seien immer nur Stories von Leuten, die sich wichtig nehmen würden. Die gäbe es nicht.“

Diese zweite Frage, wie der VS Leute schützen würde, die auffliegen, interessiert mich tatsächlich. Da hätte ich weiter nachgebohrt. Aber dazu kam es nicht mehr. Denn endlich klappte die andere Geschichte – und schnell war alles erledigt:

„Die verdächtige Person A erhält einen Anruf mit Bezug auf das Gespräch mit Gilden (der folgende Verlauf stammt aus den Schilderungen beider Gesprächspartner – die Berichte waren deckungsgleich, zudem machte A einen Telefonmitschnitt). Doch die Reaktion ist eindeutig – Gilden sei A unbekannt. Während des Gesprächs kommt das Gespräch auf mich. Erst jetzt begriff A, was es mit dem Anruf auf sich hatte und begann einen Tonbandmitschnitt, was dem Anrufer auch auffiel. A lehnte sofort jegliche Zusammenarbeit ab. Das Gespräch kam dadurch auch zum Ende, wobei am Ende A wiederum am Schwanken war, ob es schlau war, einfach abzubrechen. Aber der Anrufer zeigte kein Interesse mehr.“ Letzteres lag einfach daran, dass der Anrufer jemensch von uns war. Die Geschichte war erledigt. Schon kurz nach dem Telefonat bekam ich von beiden Seiten die Information über den Verlauf. A berichtete sehr ausführlich. Damit war der Verdacht, soweit das beurteilbar war, ausgeräumt.

Nun besprachen wir, ob wir die Geschichte mit dem VS abbrechen, wie es geplant war – oder ob wir denen noch eins auswaschen. Rücksprachen mit anderen, vor allem linken Gruppen, ergaben aber schwere Bedenken. Wir gerieten vermehrt in starke Kritik und ernteten den Vorwurf, linke Konsense

zu brechen mit unseren offensiven Strategien gegenüber Repressionsbehörden. Aus Angst, politisch ausgegrenzt zu werden, brach ich den Kontakt beim nächsten Anruf von Gilden ab. Genützt hat es jedoch wenig: Die ganze Geschichte wurde von Führungspersonen hierarchischer Gruppen wie der Roten Hilfe ausgenutzt, vor allem gegen mich eine heftige Ausgrenzungskampagne zu fahren. Sie gipfelte in dem Vorwurf, dass ich selbst ein Spitzel sei. Das gibt die Geschichte zwar gar nicht her, aber linke Machtkämpfe kennen keine Skrupel. Angesichts dieses hohen Preises war das Ganze sicherlich falsch. Dennoch bin ich auch heute noch der Meinung: Der VS hätte eigentlich mehr Gegenwind verdient. Und dieses Land eine mutigere Opposition. Irgendwie lässt sich nicht von der Hand weisen, dass hier linke Eliten den VS geschützt und uns bekämpft haben. Ganz schön absurd. Dass der VS-Typ in den Gesprächen mich damit ködern wollte, dass ich ja von anderen Linken attackiert würde (das war auch vorher schon so aufgrund unserer Kritik an den ganzen Hierarchien), zeigt, dass diese ganzen Spaltungen es dem Staat ziemlich leicht machen.

Ach ja ... einige Wochen später wurde das lustige Pärchen sogar noch fotografiert, als sie in einer ganz anderen Stadt eine ähnliche Nummer abziehen wollten. Danke sehr für das hübsche Bildchen :-)

